Liebschaften
König Augusts von Polen

Mit Königl. Preussischer allergn.
Freiheit.

Berlin, 1784.

BIBLIOTHECA
OELRICHSIANA
Übernommen
Off. Wiss. Bibl.

DEF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Liebschaften
König Augusts I.
von Polen.

Vorrede.

Ein Wunder iſt es wol nicht, wenn manche wakre Männer, die für die Unterhaltung des Publikums arbeiten, ſich lieber auf fremde Feldmarken begeben, wo Milch und Honig fleußt, als auf vaterländiſche, die durch und durch von litterariſchen Fahrmäuſen gehölt und ausgelaufen

sind — kein Wunder, wenn sie sich bestreben, alte gute, fruchtbare Bäume, welche die neusten Lustgärtner vergessen oder weit hinweg unter Stachelbeerhecken versetzt haben, wieder hervorzuziehn, zu begiessen, auszuputzen, und in alte Ehr' und Würde wieder herzustellen! Denn mit den Teutschen Büchern, die zur Unterhaltung dienen, ist es nun so weit, daß es nicht weiter kommen kann. Ich fodre alle Männer von Kopf auf, mir zu sagen, in wie vielen von den zweihundert Romanen, von den zweihundert Theaterstücken ꝛc. die alljährlich erscheinen, sie nur erträgliche Nahrung finden? Wer den Zustand

unſrer allerneueſten Teutſchen ſchönen Litteratur genau kennt, muß zittern.

Aber, wie iſt es anders möglich! Die Schriftſteller ſchieſſen auf, wie Feldſchwämme. Heute ſiehſt Du ein winziges Ding, ein gelbes Kräuchen aus dem Dünger empor recken — nach drei Tagen iſt es ſo groß, wie ein Sonnenſchirm, und hat in ſich hundert Falten, und in jeder Falte einen Roman, oder Komödie, oder Trauerſpiel, die beim kleinſten Windſtoß dem tauſendköpfigen Publikum in den Schooß fallen. Und dieſes, weil es für ſeinen vielfachen Appetit viel braucht, nimmt denn auch vorlieb, ſchreit wol gar nach

mehr, und macht dadurch der Köche immer mehrere, und die Suppen immer wäßriger. Was soll daraus werden, wenn wir fortfahren, die ältern Schriftsteller, die zehn oder achtzehn Jahre früher lebten, als wir, über die Achsel anzusehn! Auf ihren Schultern sind wir ja bis zu unsrer jetzigen Höhe gestiegen — wer weiß, ob die Nachkommen auf unsre Schultern steigen können! Sie werden das lustige Machwerk des laufenden Jahrzehends zuvor abtragen, und dann erst auf dem alten, ewig unerschütterlichen Grund wieder fortbauen müssen.

Ich

Ich habe schon mit Wort und That dahin mitzuwirken versucht: das verblendete Publikum von dem Geschmak an dem modischen Tand abzuziehen. Andre haben dies noch glüklicher gethan, und ich glaube, die Wirkung davon soll bald immer merklicher werden. Blos aus dieser Absicht habe ich nachstehende Verteutschung von **Pölnizens** Saxe galante herausgegeben. Ich halte dafür, daß in diesem Buche tausendmal mehr Unterhaltung, Welt- und Menschenkenntniß, guter Ton, Feinheit und Interesse liegt, als in allen **teutschen** Romanen, vom Siegwart an, bis auf den, der im

nächs-

nächsten Ostermeßkatalogus, unter dem Buchstaben Z. der lezte ist, und den ich noch nicht kenne. Berlin am 2. März 1784.

S — z.

Wie erſchien in Teutſchland Pracht und Ga-
lanterie in dem Glanze, wie in Sachſen,
züglich unter den Regierungen Kuhrfürſt Jo-
n Georg's des Vierten, und Friedrich Au-
t's, erwählten Königs von Pohlen. Lezterer
galant, vortreflich gebildet, männlich ge-
t. Er hatte viel geliebt, und doch liebt' er
eurig, ſo zärtlich, als wenn dieſe ſüße Lei-
chaft ihm immer neu geblieben wäre. Nie
an einem Hofe ſolch' eine Menge ſchöner
ber und Männer beiſammen. Es ſchien, als
ſich die Natur daran behagt hätte, Perſo-
die Geburt und Rang ſo ſehr auszeichneten,
mit allen Reizen, die ſie geben kann, her,
heben. Die Prinzen des Kuhrfürſtlichen

Hauſes übertrafen alle andre, und die Prinzeſſinnen — ſchön, wie die Sonne!

Johann Georg der Vierte folgte ſeinem Vater ſehr jung in der Regierung. Er beſaß von Natur alle Eigenſchaften, die ihn liebenswürdig machen konnten; aber er ſtand ganz unter der Willkühr ſeiner Mätreſſe, eines herrſchſüchtigen, ſtolzen, rachgierigen, ewigunzufriednen Weibes, das ſeinem Intereſſe alles opferte, dem nichts heilig war. Dies war das Fräulein von Reitſch. Sie hatte eine ſo unumſchränkte Gewalt über ihn, daß ihr einige ſchwachköpfige Leute Schuld gaben, ſie bediene ſich dabei übernatürlicher Mittel.

Prinz Friedrich Auguſt ſah mit Unmuth die Feſſeln an, worin das unwürdige Weib ſeinen Bruder gefangen hielt. Er hoffte ſeiner Neigung eine andre Richtung zu geben, wenn er ihn zu einer Heurath mit irgend einer Prinzeſſin vermöchte. Trotz ſeinem eignen Intereſſe, daß zu einer Heurath ſeines Bruders ſcheel ſehn mußte, hatte er die Großmuth dies zu hoffen und zu wünſchen. Er zog das Wohl des Landes und den Ruf ſeines Hauſes ſeinem perſönlichen Vortheil vor.

So viele Gewalt das Fräulein Meisch auch über den Kuhrfürsten hatte, wagte sie's doch nicht, ihm eine Heurath auszureden. Er wählte auf Rath seiner Minister, Eleonoren von Sachsen-Eisenach, Wittwe des Markgrafen von Brandenburg-Anspach — eine Fürstin, die sich durch ihr edles Herz, die Achtung, und durch ihre körperlichen Reize die Bewunderung Aller erwarb. Nur ihr Gemahl war unempfindlich für ihre Verdienste. Sie versuchte mit Güte, mit der feinsten Aufmerksamkeit, mit unendlicher Geduld, seine Freundschaft zu erringen; aber das Band, womit ihn seine Maitresse gefesselt hielt, war eisenfest. Glüklich wäre sie noch gewesen, wenn sich jene damit begnügt hätte, ihr das Herz ihres Gemahls zu rauben; aber sie verleitete ihn noch dazu, die Kuhrfürstin hart zu behandeln.

Ihr Verdruß ging dem Prinzen August tief zu Herzen. Sein natürlicher Edelmuth würde bei einer andern, die nicht seine Verwandtin war, sein Mitleid erregt haben. Er tröstete sie; suchte sie mit dem Kuhrfürsten auf bessern Fuß zu sezen; aber dieser gab wenig darauf; und einmal sagt

ſt ihm ſogar: er bäte ihn recht ſehr, ſich nicht in ſeine Händel mit der Kuhrfürſtin zu miſchen.

„Wenn Du Gatte wärſt — ſezt' er hinzu — ſo könnteſt Du meinetwegen mit Deiner Gemahlin ſchalten und walten, wie Du wollteſt, — daß Du mich alſo mit meiner ſchalten und walten, wie ich will!

„Aber — erwiederte Auguſt — ich kann's unmöglich anſehn, daß Du Ungerechtigkeit begehſt! Dein Ruf liegt mir zu nahe, als daß ich Dir's verſchweigen ſollte, wie ſehr Du ihn kränkeſt. Deine liebenswürdige Gemahlin behandelſt Du übel — einem Weibe zu gefallen, das Deiner ſo unwürdig iſt. Ich kann und will Dir keine Geſeze vorſchreiben; aber ſagen darf ich Dir, daß Du eine Gemahlin haſt, deren Stand, Schönheit und Tugend, Dir wenigſtens Achtung einflößen ſollten."

Der Kuhrfürſt ſah ſeinem Bruder mit blizendem Auge an. Das Fräulein Meirſch hatte ihm in den Kopf geſezt: ſeine Gemahlin hielt' es mit ſeinem Bruder.

Ha — erwiederte der Kuhrfürst mit drohender Stimme — nun liegt Dein Verständniß mit meinem unwürdigen Weibe am Tage! Aber, ich werde mich von euch beiden loszumachen wissen!

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und stürzte in der Kuhrfürstin Kabinet. Er ließ der Wuth, die sich seiner bemächtigt hatte, den Zügel; drang vor das Bette der Kuhrfürstin; zog, und hätte ihr sonder Zweifel den Degen ins Herz gestoßen, wenn nicht Prinz August, der seine jähe Hize kannte, und etwas von seinem Vorsaz ahnete, herbei geilt wäre, und ihn entwafnet hätte.

„Nein Bruder! — rief er, und entwand ihm den Degen — die Welt und Nachwelt soll nicht sagen: ein Kuhrfürst von Sachsen hat seine Gemahlin ermordet!“

Und als der Kuhrfürst sich anstrengte, seine Gemahlin zu packen und zu würgen, ergriff ihn sein Bruder, mit der Kraft, die ihm vor andern Sterblichen eigen war, und trug ihn in sein Zimmer.

Der Kurfürſt war auſſer ſich vor Zorn. Alles, was ihm die höchſte Erbitterung eingeben konnte, ſchüttete er über ihn her. Aber der Prinz kannte ſeine Gemüthsart. Er wuſte feſt und gewiß, daß ſein Herz alle die Bitterkeiten, die er ihm im Zorn geſagt hatte, widerrufen würde. Er lies ihn ſeine Feuergluth ausſprühen, und ging nicht eher von ihm, bis die Flamme ſank.

Nun eilte der Prinz zum Fräulein Rettich. Er fand bei ihr die Gräfin von Rochliz; ihre Mutter und ſchändliche Vertraute.

Gut, daß ich ſie beide treffe! — ſag er mit einer Miene an, worin ſie Unwillen und bittre Verachtung deutlich leſen konnten. — Ich habe Ihnen Dinge zu ſagen, die eine ſo ſehr angehn, wie die Andern. Jezt iſt dem Kurfürſten das Gift ausgebrochen, welches Ihre heilloſen Grundſäze bei ihm angeſezt haben. Ich mus meine Rache aus Ehrfurcht vor ihm unterdrücken; und ich habe auch ein zu gutes Vertrauen zu ihm, als daß ich zweifeln ſollte, er werde über kurz oder lang von ſeiner Verblendung zurükkommen. Er wird alle Falſtricke ſehn, die ihm gelegt wor-

den,

den, und wird Sie für den Mißbrauch, den Sie von seinem Vertrauen gemacht haben, zu finden wissen. Das erwart' ich von ihm. Um ihn von einer Ungerechtigkeit abzuhalten, und Ihnen alle Gelegenheit zu nehmen, die Tugend seiner Gemahlin zu verschwärzen, will ich meine Maasregeln nehmen — ich bin entschlossen, mich zu entfernen. Aber, wissen Sie, daß ich, trotz meiner Entfernung, ein wachsames Auge auf Ihre Maschinerien haben werde. Ich will sie schon unterdrücken. — Sie sollen mir für die Kurfürstin stehn — sie soll ungekränkt ihres Rangs genießen. Und hätte sich mein Bruder so vergessen, daß er sie während meiner Abwesenheit mißhandelte, so halt' ich mich an Sie. — Euer Kopf, Weiber, steht auf die erste Gewaltthätigkeit, die er ihr zufügt. — Ihr kennt mich — fuhr er glühend vor Unwillen fort — ich bin der Mann, Wort zu halten!"

Er erwartete ihre Antwort nicht; ging und gab Befehl zu seiner Abreise.

Als der Kurfürst seinen Entschluß, aus Dresden zu gehn vernahm, ging es ihm nahe.

Er war von seiner Hize zurückgekommen. Die Liebe zu seinem Bruder nahm die Stelle seines Zorns ein. Er bat ihn, zu bleiben. Aber der Prinz drang so angelegentlich in ihn, in eine Entfernung auf eine Zeitlang zu willigen; daß er's ihm nicht abschlagen konnte. Er besorgte ihm selbst ein Gefolge, dessen er bedurfte, um sich in fremden Landen mit der Würde zu zeigen, die dem Bruder und vermuthlichen Erbfolger eines der mächtigsten Fürstenthümer des Teutschen Reichs angemessen war.

Ganz Europa genoß um diese Zeit des süßesten Friedens. Alle Länder standen der Neubegierde August's offen. Er setzte sich vor: alle berühmte Staaten und Provinzen zu sehn. Ueberall bewunderte man sein edles Air, seine Stärke, Geschwindigkeit, Pracht, Feinheit. Er sah' ein, daß Größe sehr oft das Vergnügen mehr verscheucht, als herbeiführt. Darum beschloß er, inkognito zu reisen. Er erschien unter dem Namen eines Grafen von Meissen; ein Prädikat, das ihn vor lästigem Ceremoniel sicherte,

aber

aber doch wichtig genug war, um ihm überall auszeichnende Aufnahme zu verschaffen.

Unter diesem Namen hatt' er verschiedene Abenteuer, wovon wir einige, die uns die merkwürdigsten scheinen, den Lesern zum Besten geben wollen.

Als er die vornehmsten Teutschen Höfe besucht hatte, ging er nach Holland, von da nach England, und von hier nach Frankreich. In allen diesen Ländern hatt' er kleine Liebeleien, die aber nur Schwärmer waren, die auf der Grenze plazten, und woran das Herz minder Theil hatte, als sein eigenthümlicher Hang zur Galanterie, der ihm nie die Hände im Schooße ließ. — Darum gedenken wir ihrer nicht.

Eben dieser Hang zu Liebeshändeln vermochte ihn zu einer Reise nach Spanien. Was er von der Schönheit der Spanischen Weiber und Mädchen, und von der Art und Weise, wie sie sich bei Liebschaften nehmen, gehört hatte, stellte ihm dies Land als eine Bühne dar, worauf er mit Würde tragiren könnte.

Er kam nach Madrit. Am folgenden Tage ſollte ein groſſes Stiergefecht gegeben werden. Carl II. veranſtaltete es ſeiner Gemahlin, Marien Annen von Neuburg, Pfälziſche Prinzeſſin, zu Ehren. Als Auguſt davon hörte, ſagt' er mit jener herzerobernden Miene, die ſeine Worte gewöhnlich zu begleiten pflegen, zu den Herren aus ſeinem Gefolge:

„Hier giebt's Gelegenheit, uns zu zeigen! Wir müſſen den Leuten ein wenig von uns zu reden geben. Wir wollen morgen ein paar Lanzen brechen, und unſern Göttinnen einige Stiere opfern!“

Seine Begleiter fanden dieſen Einfall beyfallswürdig, und nun dachte man ernſtlich darauf, ihn auszuführen.

Am Tage des Kampfes fand ſich der Prinz mit ſeinem Gefolge, prächtig gekleidet, auf dem groſſen Plaz ein, der an Umfang und Regelmäſſigkeit ſeines Gleichen ſucht. Rund herum waren für das Volk Gerüſte und Amphitheater errichtet, die unter der Menge der Zuſ[illegible] ſtöhnten. Alle Häuſer, die auf dieſem Plaz ſtehn, haben

Bal-

Balkons; dieſe waren mit den prächtigſten Tapeten geſchmükt. Eine unzählige Menge Damen ſtanden auf ſelbigen, und machten mit Reiz und äuſſerlicher Pracht ein unendlich ſüſſes, glänzendes Schauſpiel für Auge und Herz.

Der Prinz ward durch den Anblik ſo vieler Schönheiten ſo ſehr überraſcht, als die Zuſchauer durch ſeine Erſcheinung. Denn er hatte nichts geſpart, um an dieſem feierlichen Tage mit Glanz zu erſcheinen. Sein koſtbarer Anzug, ſein großes Air hefteten Aller Augen auf ſich. „Wer mag der Unbekannte ſeyn?“ lief es von Ohr zu Ohr. Kaum, daß man über ihn, die Ankunft des Königs und der Königin bemerkte, die ſich auf einen Balkon begaben, deſſen Tapeten und Seſſel von Gold ſtarrten und die Augen blendeten.

Pauken und Trompeten gaben das Signal. Die Ritter erſchienen. Man ließ die Stiere los, und das Gefecht begann.

Der Prinz ſah eine kleine Weile zu. Der Anblik war ihm ganz neu. Er ſah den Kämpfern einige Vortheile ab, und es dauerte nicht lange,

ſo

so wußt' er soviel darin, als die Ritter, die in den Schranken waren.

Er ging von seinem Balkon, stieg zu Pferde, und kam vor die Schranken. Man öfnete sie ihm. Er ritt hinein, und that Wunder der Stärke und Behendigkeit. Einen der wütendsten Stiere, gab er mit einem Hirschfänger einen Hieb in den Nacken, daß ihm der Kopf am Rumpfe hing. Der Stier stürzte. Die Spanier fielen von Bewunderung in Staunen, von Staunen in Bewunderung. Sie zerbrachen sich die Köpfe: wie es möglich sei, daß ein Mann, der nicht Spanier war, so viel Muth, Stärke und Behendigkeit haben könnte.

Der König war äusserst erstaunt. Er wollte wissen, wer dieser wackre Fremde sei. Die Königin zeigte gleiches Verlangen, und nun erging an den Marques de los Velez, Ritter vom goldnen Schlüssel, der Befehl, sich darnach zu erkundigen. Los Velez glaubte von niemand befriedigendere Auskunft zu erhalten, als von dem Manne selbst. Er näherte sich ihm.

Ihr heldenmüthiges Air, Ritter — sagt' er — Ihre Behendigkeit und Muth, haben den Beifall aller Zuschauer, und die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf sich gezogen. Leztrer befiehlt mir, zu fragen, wer der Mann sei, den wir bewundern, und den alle unsre Ritter für ihren Meister erkennen!"

Der Prinz erwiederte bescheiden: Er verdiene die gütigen Lobeserhebungen nicht. Was seinen Namen beträfe, so wär' es hier nicht der Ort, ihn Sr. Majestät zu entdecken; weil Sie's aber wissen wollten, so bät' er unterthänigst, dem Prinz von Sachsen zu verzeihen, daß er sich Ihnen gezeigt habe, eh' er das Glük gehabt hätte, Sr. Majestät seine Unterthänigkeit zu bezeigen.

König und Königin waren äusserst erstaunt, als der Marquis mit diesem Bescheid zurükkam. Ein Prinz von so hoher Geburt wagt' es mit den Stieren zu fechten! Sie liessen ihm noch Verbindlichkeiten darüber sagen. Der König, dem das Ceremoniell nicht erlaubte, ihn heute zu sehn, liess ihm sagen: er sei in seinen Staaten, an seinem Hofe von Herzen willkommen! und die Königin,

elgin, die von der Etikette nicht so abhing, ließ ihm melden: daß sie ihn noch diesen Abend zu sehn wünsche, und daß man ihn durch die geheime Treppe bei ihr einführen würde.

Am Eingang des Kabinets, empfing den Prinz die Gräfin von Berleps, Favorite der Königinn, die sie aus Teutschland mitgebracht hatte. Sie führte ihn in's Audienzzimmer. Die Königin stand unter einem Baldachin an einen Tisch gelehnt. Zur Rechten stand in einiger Entfernung, ihre erste Kammerfrau, Katharina de Monrade Arregon, Gemahlin des Duc de Fernandine. Zur Linken Hofdamen; und hinter ihr, die Kammerdienerinnen.

Als der Prinz der Königin näher kam, wollt' er sich, nach Spanischem Brauch, auf die Knie niederlassen, und der Königin die Hand küssen; aber sie wollt' es nicht zugeben. Der Prinz bat: daß sie ihm gnädigst erlauben möchte, ihrem Range und ihrer Schönheit diese Huldigung zu leisten; endlich reichte sie ihm die Hand, und er küßte sie mit einem Anstande, daß die Königin, wenn, sie vorher seinen Muth und seine Behendigkeit

keit bewunderte, jezt von seinem feinen Benehmen entzükt war. Ergiessungen der Freude, des Wohlwollens und der Achtung, fielen Schlag auf Schlag.

Während sie sich mit ihm unterhielt, waren die Augen aller Damen auf ihn geheftet. Sie sahen ihn mit eben der Bewunderung an, wie vormals die Zosen der Statera Alexander'n.

Unter den Damen, die um die Königin standen, bemerkte der Prinz eine, die ihm die andern alle an Schönheit zu übertreffen schien. Er konnte nicht umhin, einige Blicke auf sie zu schiessen, die sie bemerkte. Der Prinz sah mit freudiger Bewegung, daß sie seinen Blicken begegnete, und dann die Augen erröthend niederschlug. Das Vergnügen, welches der Prinz aus ihrem Auge sog, war Ursach, daß seine Audienz die Grenzen der gewöhnlichen Audienzen weit überstieg; sie zog sich erschrecklich in die Länge, und hätte die Königin nicht endlich erinnert: daß es spät, und die Stunde zum Souper des Königs da sei, so hätte sich wahrscheinlich der Prinz noch länger aufgehalten.

Ob er sich gleich nur mit der Königin unterhalten hatte, waren doch die anwesenden Damen, die sein Eintrittskompliment schon gefressen hatte, von ihm entzükt; sie konnten nicht satt werden, ihn zu bewundern. Die Königin fand Behagen an dem Lobe, das man einem Prinzen von ihrer Nazion gab, und war selbst unerschöpflich darin. „Ach! — sagte sie zur Gräfin Periepo — was für ein Unterschied zwischen den Prinzen, unsern Landsleuten, und den Spanischen.“ — — Vielleicht hatte sie den König, ihren Gemahl, hierbei im Sinn. Er war klein, schwächlich, kränkelte beständig, war immer verdrüßlich — lauter Dinge, die ihn eben nicht zum Liebenswürdigsten machten.

Ueber der Tafel unterhielt die Königin ihren Gemahl von nichts, als dem Prinzen von Sachsen.

„Sein Geist, seine Feinheit — sagte sie — gleichen seinem edlen Air. Man kann nicht anders, als ihn hochschäzen. Meine Damen sind alle in ihn verloren, und haben mich mit seinem Lobe fast betäubt. Selbst die Ducheſſe Fernandine — sezte sie lächelnd hinzu, und wandte sich

nach

nach dieſer Dame — hab' ich in Verdacht, daß ſie Empfindungen für ihn nährt, die ſie vielleicht bis jezt für ihren Gemahl noch nicht gefühlt hat!"

Mein Alter ſpricht mich von allem Verdacht los — erwiederte die Ducheſſe, mit einer ernſthaften Miene, die ſie niemals ablegte. — Ew. Maieſtät ſcherzen, wenn Sie mir Schuld geben, daß ich mich von den Verdienſten des Prinzen hätte überraſchen laſſen — davon glaub' ich überzeugt zu ſeyn. Doch muß ich Ew. Maieſtät geſtehn, daß er ganz dazu gebildet iſt, raſche Schritte in einem Mädchenherzen zu thun, und wenn ſich Ihre jüngern Damen wollten rathen laſſen, ſo ſollten ſie ſeine Bekanntſchaft vermeiden.

Unter dieſen Worten ſah die Ducheſſe die junge Marqueſe von Monzera, ihre Tochter, mit Einem Blicke an. (Es war eben die, welche das Auge des Prinzen bei der Audienz mit ſo vieler Aufmerkſamkeit auszeichnete.) Sie bemerkte, daß die Marquiſe kaum den Blik aufſchlug, und wenn ihren Blicken begegnete, ihn plözlich ſenkte, und die Farbe veränderte. Mehr brauchte ſie nicht, um ihren Verdacht zur Wirklichkeit zu

bringen. Sie fürchtete, daß der Prinz Eindruk auf das Herz ihrer Tochter gemacht habe! Die Art und Weise, wie sie verstohlen nach ihm hinblikte; der Umstand, daß sie die Einzige war, die nicht in die Lobeserhebungen der Andern einstimmte — ließ sie diesen Verdacht fassen. Sie sezte sich vor, ihre Tochter zu beobachten, und, wenn es möglich wäre, sie von dem Abgrund wegzureissen, wohin die Liebe ihren Fuß leitete. Eitles Unterfangen! Jenes schadenfrohe, unvermeidliche Gestirn, das ein Herz zu einer ewig unzerbrechlichen Verkettung an ein andres zwingt, war über die Marqueſe aufgegangen, und hatte so wirksamen Einfluß auf sie, daß es ihr unmöglich war, ihrem Schikſal zu entgehn. Konnte sie da die Sorgfalt der Ducheſſe ihrer Mutter retten?

Indeſſen forſchte der Prinz mit allem Feuer der Liebe im Herzen, wer sie wäre! und dachte auf Mittel, ihr den Zustand seines Herzens kund zu thun. Aus der Stelle zu schlieſſen, die sie im Gefolge der Königin einnahm, war sie eine der ersten Hofdamen. Den Tag darauf erfuhr er, daß er sich nicht geirrt habe. Er zeichnete einigen

gen jungen Herrn, die ihm ihre Aufwartung machten, ihr Portrait, und nun erfuhr er ihren Namen, und daß sie von einem eifersüchtigen Gemahl und von einer strengen Mutter abhinge, die den Zugang zu ihr unersteiglich machten.

Jeden andern würden diese Nachrichten niedergeschlagen haben, nur den Prinzen nicht. Er war bei Liebeshändeln so unerschrocken, wie er nachmals unter Blut und Schlachtgewühl war. Je schwerer die Eroberung der Marquese war, desto mehr dünkte sie ihn seiner würdig.

Es liefen einige Tage vorbei — er sah sie nicht. Der König war die Nacht auf das Stiergefecht unbaß, und kam nicht aus dem Kabinet; die Königin verließ ihn nicht; und die Marquese, die gerade den Dienst hatte, kam nicht aus dem Vorzimmer — hieher wagte sich der Prinz nicht, weil er dem Könige noch nicht vorgestellt worden.

Indessen erfuhr der Prinz, daß die Marquise eine Kammerfrau hatte, in die sie viel Vertrauen setzte. Er erfuhr, daß es eine alte Jungfer sei, die ein paar Nichten hätte, welche sie von der Freigebigkeit ihrer Gebieterin unterhielt. Er

hoffte, dies Mädchen zu gewinnen, und sich ihrer bei der Marquese mit Glük zu bedienen. Die Schwierigkeit war nur: wie er mit ihr zu Worten kommen sollte. Er war in das Haus der Marquese nicht introduzirt, und konnte nicht Spanisch, und doch war es sehr wahrscheinlich, daß das Mädchen, die er stempeln wollte, keine andre Sprache verstand. —

Aber die Liebe überklimmt himmelanstrebende Felsen!

Nachdem er lange hin und her gegrübelt hatte, endigte er damit, daß er einem Bruder Bettelmönch, einem gebornen Italiener, von jenen kecken Gelegenheitsmachern, die sich durch nichts abschrecken lassen, sein Herz offenbarte. Dieser erschien alle Tage, und brachte Salat, oder Blumen, womit er die Großmuth des Prinzen in Kontribuzion sezte.

Der Prinz entdeckte sich ihm, und trug ihm auf, sich in der Marquesen Haus eine Zunge zu lösen. Der dienstfertige Mönch entledigte sich dieses Geschäftes mit so gutem Erfolg, daß er bald erfuhr: Donna Lora, (so hieß die Vertraute

der

der Marquese) sei so geiziger Gemüthsart, daß sie der Freigebigkeit des Prinzen unmöglich widerstehen würde.

Der Vater sagte ihr: was er alle für Geschenke vom Prinzen bekäme! „Lora — sagt' er — er giebt mir in Einem Tage mehr, als mir alle Grands von Spanien in einem Monat geben!"

Darauf unterhielt er sie, von dem treflichen Ansehn des Prinzen, von seiner Stärke, die ihm Wunderdinge zu erzählen gab, so kräftig und nachdrüklich, daß sie starr vor Verwunderung und Vergnügen auf einem Flek stand. Den andern Morgen erzählte Lora das alles ihrer Gebieterin wieder. Sie hörte mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit und Vergnügen zu, und wenn sich Lora erschöpft hatte, fragte sie mismüthig: Nun? weißt Du nichts mehr von dem schönen Fremdling?

Diesen Namen hatten die Damen von Madrit dem Prinz gegeben.

Als der König von seiner Unpäßlichkeit wieder hergestellt war, verfügte sich der Prinz öffentlich an den Hof. Er ward unter dem Titel eines

Grafen von Meiſſen durch den Graf von Benavente eingeführt. Im Vorzimmer fand er den Duc de Montalte und eine Menge Großer, die ihn erwarteten. Der König empfing ihn in ſeinem Zimmer. Er ſtand, das Haupt bedekt, an einen Tiſch gelehnt. Zur Rechten ſtand ein Lehnſtuhl. Bei der zweiten Verbeugung des Prinzen nahm er den Hut ab. Der Prinz redete ihn Italieniſch an; er antwortete Spaniſch, aber nachher ſprach er auch Italieniſch. Der Prinz mußte ſich bedecken. Allen, die gegenwärtig waren, allen Hofleuten befahl der König, ihm eben die Honneurs zu machen, wie den Prinzen von Geblüt. Darauf entließ er den Prinzen, zum Handkuß der Königin, die ihn mit Ungeduld erwartete. Der Prinz dankte dem Könige für ſeine unbegrenzte Gnade, und der Graf Benavente eilte, ihn der Königin anzumelden.

Alle Großen, die mit in des Königs Appartement geweſen waren, begleiteten ihn zur Königin. Sie empfing ihn mit aller der Achtung, womit ſie ihn das erſtemal empfangen hatte.

Während sich sein Mund mit der Königin unterhielt, flogen seine Blicke umher, die Marquese de Manzara auszukundschaften. Wie leicht ward es ihm, sie unter der Menge aufzufinden! Er hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß sie ihn mit Aufmerksamkeit ansah. Aber das war auch alles, was er an diesem Tage Süßes genoß; zu Worte konnt' er nicht mit ihr kommen.

Von der Königin verfügte sich der Prinz zum Pallast der Königin Mutter, Marie Anne von Oesterreich, Wittwe Philipp's des Vierten. Er ward von ihr mit möglichster Achtung empfangen. Sie erinnerte sich, Johann Georg den Dritten, in Wien gekannt zu haben, und freute sich, seinen Sohn in Madrit zu sehn.

Den Tag nach des Prinzen Audienz vermochte die Königin, die eine junge, lebhafte, Vergnügen liebende Dame war, ihren Gemahl zu einem Ball. Der Prinz ward dazu eingeladen. Er erschien in einem Anzuge, der seine reizende Bildung und seinen kräftigen Bau unendlich erhöhte. Die Königin eröfnete den Ball mit ihm.

Der König wollte nicht tanzen. Als ſie der Prinz an ihren Plaz zurükführte, fragt' er ſie: welche Dame ſie befehle aufzuführen. Sie erwiederte: er habe freie Hand. Er ſolle die nehmen, die ihm die reizendſte ſchiene. Der Prinz antwortete mit einer tiefen Verbeugung, und ohne lange zu ſuchen, ging er zur Marquiſe Manzera.

„Die Königin hat mir befohlen — ſagt' er — mit der reizendſten Dame der Verſammlung zu tanzen. Ich zweifle nicht, daß Ihro Majeſtät die Marqueſe de Manzera damit hat bezeichnen wollen!“

Schwerlich möchte die Königin Ihre Wahl gut heiſſen, gnädiger Herr! — erwiederte die Marqueſe — Sie wird unzufrieden ſeyn, daß Sie ihrem Befehl ſo übel nachkommen —

„Die Königin iſt zu ſehr Kennerin — antwortete er — als daß ſie nicht mit mir eins ſeyn ſollte, daß Sie die reizendſte Dame ihres Königreichs ſind, und ſollte ſie nicht ſo gerecht gegen Sie ſeyn, ſo ſoll mich das doch nicht hindern, Sie für die vollkommenſte Ihres Geſchlechts zu

halten,

halten, die verdient, daß man ihr als Göttin huldigt und opfert!“

Die Marqueſe that wol, als wenn ſie ihn nicht verſtände; aber ſie verſtand ihn gut!

Sie ging bis an das Ende des Saals, und tanzte nachher mit einem ſo entzückenden Anſtand, daß der Prinz vor Verwunderung auſſer ſich, vergaß, wo er war, und hell ausrief: Gott! iſt es möglich, daß Sie ſolch einen bezaubernden Anſtand mit ſolch' einer Schönheit verbinden können!

Die Marqueſe ward bei dieſem wilden Erguß ſeines Herzens über und über roth. Der Ducheſſe Fernandine, ihrer Mutter, entging er nicht. Sie ward unruhig darüber; denn ſie ſah vorher, daß ihre Tochter, bei einem längern Aufenthalt des Prinzen in Madrit, ſeinen Nachſtellungen ausgeſetzt ſeyn würde.

Am meiſten ward die Marqueſe dadurch beängſtigt, daß ihr Gemahl den Ausruf des Prinzen gehört hatte. — Er ward unbeſchreiblich eiferſüchtig darüber; näherte ſich ihr, und befahl ihr, brüſk genug, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen. Die Marqueſe war nichts

wniger als überrascht bei diesem Nachtwort — sie kannte seine Laune — gehorchte, und stellte sich hinter den Stuhl der Königin, von wo sie den ganzen Abend nicht wieder weg kam. Doch konnte sie sich das Vergnügen nicht versagen, dem Prinzen mit Blicken zu folgen, die ihm deutlich sagten, daß ihr jenes feurige Kompliment nicht misfällig gewesen. Wie gern hätt' er noch mit ihr geredet, aber sie vermied es mit der dringendsten Sorgfalt. Er konnte nicht zu ihr gelangen.

Indessen machten jene Worte allen Eindruk, den er nur wünschen konnte. Sie überzeugten sie ganz von seinem Herzensdrang. Das Benehmen des Prinzen entsprach seinen Worten zu sehr, als daß ihr ein Zweifel hätte übrig bleiben sollen. Sie dachte nicht darauf: wie sie's anfangen wollte, ihn nicht zu lieben, sondern, wie sie ihm verbergen wollte, daß sie ihn liebte. Ein schweres Unternehmen! Sie kannte das Lästige, Mühsame, Herznagende desselben nicht! Der beste Weg dazu schien itzt: den Anblik des Prinzen ganz zu meiden. Eine leichte Unpäßlichkeit, diente ihr eine Weile zur Entschuldigung, daß sie nicht

aus-

ausging, und daß sie die Gelegenheiten sorgfältig vermied, wo sie auf ihn stoßen konnte. Sie that noch mehr; sie befahl der Lora: nicht mehr vom Prinzen zu reden. „Ich muß das Andenken an ihn ganz aus meinem Herzen verbannen!“ sagte sie zu ihr.

Aber Donna Lora hielt sich nicht für schuldig, ihr zu gehorchen. (Die Geschenke des Prinzen hatten sie mit Leib und Leben in sein Interesse gezogen.) Sie redete unaufhörlich von ihm, und die Marquese hatte nicht Entschlossenheit genug, ihr mit Gewalt den Mund zu stopfen.

Der Prinz war von allem, was bei der Marquese vorging, unterrichtet. Er entschloß sich, an sie zu schreiben. Bruder Stephano mußte den Brief der Lora einhändigen. Anfangs machte diese erschrecklich viel Umstände; gab vor: sie habe strengen Befehl von ihrer Herrschaft, nicht ein Wort vom Prinzen zu verlieren; sie könne den Brief nicht übergeben — ihr ganzes Glük würde sie dadurch verscherzen.

Der Mönch sah, wo sie's drükte. Er blizte ihr mit einem Diamant in die Augen, sie drükte

die

die Augen dicht und feſt zu, ſtekt' ihn unbeſehn ein, und mit ihm, ohne daran zu denken, das Billet.

Noch dieſen Abend hinterbrachte ſie der Marquiſe, daß ihr ſtille Zurükgezogenheit die Flamme des Prinzen nur anfchüre, als löſche. Er habe einen Mönch in ſein Intereſſe gezogen, der habe ihr einen Brief ausgehändigt. Bei dieſen Worten erblaßte die Marqueſe.

Lora — rief ſie zitternd — Du machſt mich unglüklich! Soll ich die Pflicht gegen meinen Gemahl vergeſſen — Dazu willſt Du mich verleiten, Lora! Siehſt Du nicht, was für Schmerz und Ungemach mir dreht, wenn ich in die Verbindung trete, die Du zu vermitteln ſuchſt? — — Nein — nein, ich will mir nichts vorzuwerfen haben! — Sag mir kein Wort mehr vom Prinzen! — Mein Herz — fuhr ſie fort, und die hellen Thränen rannen über ihre Wangen herab — ſagt mir nur zu viel von ihm!"

Sie wollen alſo den Brief nicht annehmen? fragte Lora.

„Nein,

„Nein, nein! — rief die Marqueſe ungeduldig — Gib ihn dem wieder, der ihn Dir gegeben hat, und ſag ihm: er ſoll ſich entfernen, und nie wieder in mein Haus kommen!“

Donna Lora gerieth über dieſen Beſcheid in nicht geringe Beſtürzung.

„Dann ſind Sie ſchuld an dem Tode des Prinzen! — ſagte ſie — oder er nimmt in der Verzweiflung einen Weg, der Sie Zeitlebens gereuen kann.“ —

Lora — rief die Marquiſe — laß mich! Ich thue mir eine tödliche, peinigende Gewalt an. — Aber ich thue meine Pflicht — Dis Bewußtſeyn muß mich für alles entſchädigen!

Bei dieſen Worten ſchwammen ihre Augen in Thränen. Lora hielt dieſen Augenblik für günſtig, den Brief des Prinzen zu erbrechen. Sie warf ſich ihr zu Füſen.

„O, meine Gebieterin — rief ſie — leſen Sie das Billet! Sonſt denkt der Prinz, ſie verachten ihn. Wie kann ein Herr ſeines Standes ſolch eine harte Behandlung ertragen? — Aber — was gehts auch mich an! — fuhr ſie fort —

er kann mir künftig mit ſeinen Aufträgen vom Halſe bleiben!“

Nun konnte ſich die Marquiſe nicht länger halten. Ihr gepreßtes Herz machte ſich mit Seufzern Luft. Lora ſtudirte alle ihre Bewegungen. Sie fuhr fort, in ſie zu dringen, und hatte tauſend Gründe bei der Hand, um ſie zur Erbrechung des Briefes zu bewegen. Als die Marquiſe ſah, daß ſie nicht aufhörte, ſie zu quälen, ſtand ſie haſtig auf, und verſchloß ſich in ihr Kabinet. Lora hatte einmal verſprochen, das Billet auszuhändigen; ſie wollte auch Wort halten. Da ſie 's der Marquiſe nicht in die Hände bringen konnte, erbrach ſie es, nahm das Kouvert ab, und legte es zwiſchen einige Blätter Zeichnungen, nach welchen die Marquiſe des Nachmittags zu arbeiten pflegte. Dieſer Kunſtgriff ſchlug gut ein. Als die Marquiſe nach einigen Stunden zurückkam, um einen Blumenſtrauß, den ſie angefangen hatte, auszuzeichnen, fand ſie den Brief. Sie konnte ſich nicht enthalten, ihn zu leſen. Lora überraſchte ſie dabei. Sie drang von neuem in ſie, darauf zu ant-

antworten; aber die Marquese schlug es standhaft aus.

Lora beschrieb dem Bruder Stephano diesen Auftritt. Er fand das Benehmen der Marquese zärtlich aber tugendhaft; konnte sich nicht enthalten, sie zu beklagen, und hätt' es gern gesehn, daß sich der Prinz von ihr losgemacht, oder sich einen andern Sachwalter gesucht hätte. Doch bat er Loren von neuem um einige Zeilen von ihrer Hand in sie zu dringen. Sie wandte von neuem alles an: Gründe, Bitten — aber die Marquese ward böse, und drohete, ihrem Gemahl die Nachstellungen, die sie von ihr erdulden müßte, zu hinterbringen. Mithin sah der gute Vater keinen andern Weg vor sich, als den, welchen er gekommen war.

Der Prinz stand am Fenster. Er kannte ihn von weitem, und hatte nicht die Geduld; ihn zu erwarten. Er lief ihm entgegen, und strekte die Hand nach der Antwort der Marquese aus. Aber der Bruder stand baar und blank vor ihm und hatte nichts. Er bat den Prinzen, sich den Hergang erzählen zu lassen.

Sein

Sein Beſcheid verurſachte dem Prinzen eine tiefe Schwermuth. Er hielt ſich für unglüklicher, als er wirklich war. Er glaubte, daß Lora, aus Gewinnſucht, die ſchmeichelhaften Stellen der Unterredung, die ſie mit ihrer Gebieterin gehabt zu haben vorgab, fingirt hätte. Aber mehr ſey es, daß ſie ganz gleichgültig gegen ihn ſey, ſonſt hätte ſie ihm doch geantwortet: dieſer Gedanke bemächtigte ſich ſeines Herzens ſo ganz, ſo mächtig, und trieb ſeinen Kummer auf den äuſſerſten Grad.

So trauerte er drei Tage hin, ohne zu wiſſen, wozu er greifen ſollte. Endlich entſchloß er ſich, den Bruder Stephano noch einmal zur Marquiſe abzuſchicken, und ihm einen Brief voll der zärtlichſten Klagen mitzugeben, die ihr Herz erweichen ſollten. Vergebens ſtellte ihm Stephano vor: daß ſeine zweite Ambaſſade eben ſo fruchtlos ablaufen würde, wie die erſte. Der Prinz warf ihm Undankbarkeit, Hartherzigkeit vor, und zwang ihn damit zum Gehorſam. Er nahm hundert Piſtolen für Loren mit.

Diese bekam dadurch neuen Eifer, neues Leben. Sie gab der Marquese das Billet. Ihr Herz überraschte sie diesmal — sie las es. Lora ward nun dringend beredt. Sie stellte ihrer Gebieterin vor: daß es unverzeihliche Ungerechtigkeit sei, wenn sie länger hartherzig bliebe, gegen einen Prinzen, der sie anbetete. Bis in den Himmel erhob sie des Prinzen Reize und Verdienste. „Ich will den Tod haben, sagte sie; wenn nicht jede andre Dame mit beiden Händen nach ihm griffe. — Sie allein können die Lieb' eines solchen Mannes ausschlagen!“

Kurz das gefährliche Mädchen drükt' und drängte die Marquese so lange, so unablässig, daß sie dieselbe, trotz ihrem festen Entschluß, zu einer Antwort schob.

Der Prinz hat diese Antwort sowol, als seinen eignen Brief an die Marquese, nie aus der Hand gegeben, darum können wir sie hier dem Leser nicht mittheilen. Alles, was wir über die Antwort der Marquese, von seinen Vertrauten haben herausbringen können, ist dies:

„Ich bin nicht unempfindlich gegen Ihre Liebe — ſchrieb ſie — Ich geſtehe, daß ich Sie liebe, daß ich Sie bis zu meinem letzten Athemzug lieben werde; aber das iſt alles, was ich für Sie thun kann. Ich beſchwöre Sie, begnügen Sie ſich hiermit. Unternehmen Sie's nicht, mich zu ſprechen. Wir ſetzen uns beide der größten Gefahr aus!“

Aber dies Billet machte dem Prinzen zu große Hoffnung, als daß er ſich damit hätte begnügen ſollen. Die Gefahr ſchreckte ihn nicht. Sie war kein Beweggrund ihn abzuhalten. Ueberdies glaubt' er ihr euch, durch irgend ein Mittel, aus dem Wege zu gehn. Er hatte darüber mit Lorra eine Unterredung, die unter dem Vorwand, friſche Luft zu ſchöpfen, ſich nach dem Königl. Pallaſt Casa del Campo, deſſen Garten an den Fluß Manzanares ſtoßen, verfügt hatte. Der Prinz kam in Begleitung des Bruders Stephano, der ihn für einen Italiener und Freund ausgab. Eine weiſſe Perücke, unter welche er ſein aufgebrauntes Haar verſteckt hatte, machte ihn durchaus unkenntlich. Lorra hatte eine von ihren Nichten bei

bei sich; aber es ward ihr sehr leicht, sie mit dem Bruder Stephano allein zu lassen, und sich mit dem Prinzen abseit in eine Allee zu schlagen.

Sobald er mit ihr allein war, holt' er aus seiner Tasche eine Rolle Goldstücke, und bat sie sehr verbindlich, diese Kleinigkeit, als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Er versicherte, daß es hiermit noch nicht genug seyn sollte, wenn sie fortführe, ihm das Wort zu reden, er wolle auch für das Glük ihrer Nichte sorgen. — Nun bat er sie dringendst, ein Tete-a-Tete zwischen ihm und der Marqueſe zu vermitteln. Ob er gleich das alles in höchst unverständlichem Spaniſch sagte, verstand ihn doch Lora ausserordentlich leicht und gut.

„Ach, gnädiger Prinz — rief sie seufzend — wollte Gott! ich wäre die Marquiſe! Sie sollten ein Tete-a-Tete mit mir haben, und wenn's mein Tod wäre!“

Der Prinz dankte ihr für ihren guten Willen, und fuhr fort, sie zu bitten, daß sie ein Mittel zu einer Unterredung mit der Marqueſe ausfände; nach langem Grübeln blieb es dabei, daß ihn

Lora zu ihr führen wollte, wenn sie sich länger weigerte, ihn zu sehn.

„Sie können alsdann meiner gnädigen Frau zu Füßen fallen — sagte sie — und um Verzeihung bitten. Ich wollte drauf schwören, daß Sie sie erhielten. — Aber, sezte sie hinzu, Sie dürfen nicht eher abgehn, bis Sie auch für meinen Streich Vergebung von ihr haben!“

Als alles ins Reine war, ward es noch einmal bekräftigt und beschworen. Der Prinz entfernte sich, und beschwor sie, ihr Versprechen aufs baldigste zur Wirklichkeit zu bringen.

Sobald Lora zu ihrer Gebieterin zurükkam: erzählte sie, daß sie in Casa del Campo gewesen, und den Prinz gesehn habe.

„Ach, gnädige Frau — sagte sie — ach! wie hat er sich verändert! Er dauerte mich von Grund der Seelen. Und ich mußte weinen, als er sagte: er müsse aus Liebe zu Ihnen sterben. Er ist auf die Knie gefallen, und hat mich inständig gebeten, ihn nur einen Augenblik zu Ihnen zu bringen. Ich habe ihm versprechen müssen, es Ihnen vorzustellen. Und warlich, gnädige

Frau,

Frau, es ist Gewissenssache. Sie müssen mit ihm reden; sonst sind Sie an seinem Tode schuld. Reden Sie mit ihm. Sagen Sie ihm: daß seine Hofnungen nicht auf den besten Füßen stehn" —

„O Lora, Lora — was rätst Du mir da! — antwortete die Marquese — Du kennst den traurigen Zustand meines Herzens. — Dem Rath soll es heilen?"

„Aber, gnädige Frau, können Sie 's denn mit ansehn, daß er drüber ausgeht? Ja, ich stehe Ihnen für nichts — er thut sich ein Leid an. Die wilde verzweifelnde Mine, mit welcher er sprach — hätten Sie sehn sollen. Ich fürchte mich ordentlich. — Was ist denn so sehr Böses dabei, wenn Sie ihn zu sich kommen lassen, und ihm sagen: daß sein Hoffen vergebens ist, daß er auf schleunige Genesung bedacht seyn müsse. — Wenn er nicht mehr an Sie denkt, so werden Sie auch bald nicht mehr an ihn denken — glauben Sie meinen Worten." —

Wenn Du doch wahr redetest — rief die Marquese mit Thränen im Auge — aber ich fürchte das Gegentheil. — Doch, damit Du

mir nichts vorzuwerfen haſt — fuhr ſie fort — ich willige ein. Erſieh Dir eine Viertelſtunde, wo ich mich mit ihm unterhalten kann.

Nun that Lora dem Prinzen kund, daß er die künftige Nacht erſcheinen könnte.

Der Prinz war bei di.ſer Nachricht vor Freude auſſer ſich. Er kleidete ſich mit Sorgfalt an, warf ſich in einen Mantel, und verfügte ſich zur geſezten Stunde mit Herrn von Fizthum, ſeinem Vertrauten, der dieſer nächtlichen Wanderungen ſeit langer Zeit gewohnt war, zu einer kleinen Thüre, die in Manzera's Garten führte; hieher hatte ihn Lora beſtellt.

Sein Unternehmen war ſo verwegen, daß er ſelbſt nicht daran zu denken wagte. Es kam darauf an, dem Auge eines eiferſüchtigen Gemahls, und einer wachſamen Mutter unentdekt zu bleiben. Er hatte alles zu fürchten, wenn man ihn ertappte; und nichts war leichter, denn der Marquis de Manzera und die Dücheſſe Fernandine wohnten in demſelben Hauſe, und ihre Fenſter gingen nach dem Garten. Es konnten tauſend verdrüßliche Fälle dazwiſchen kommen, deren

deren Einer so gefährlich war, wie der andere. Aber seine natürliche Unerschrockenheit und heftige Liebe, schoben ihm nur die Gefahr vor Augen, um ihrer zu spotten; er ging ihr, ohne sich einen Augenblik zu bedenken, entgegen.

Alles war aufs pünktlichste veranstaltet. Er fand das Pförtchen offen, und die dienstfertige Zofe in derselben. Hr. von Fizthum mußte warten, und er folgte Loren, die ihn auf einer schmalen Treppe in das Zimmer der Marquese führte. — Ich will das Entzücken der beiden Liebenden nicht malen, noch die Worte herſezen, die ihr zitternder Mund stammelte. Erstres kann man sich leichter denken, als beschreiben; und leztre hat kein menschliches Ohr gehört.

So viel ist gewiß, daß sie keine Langeweile hatten, denn sie blieben drei Stunden bei einander. Die Marquese blieb ihrem Entschluß, den Prinzen nur zu sehn, um von ihm Abschied zu nehmen, nicht sehr getreu. Sie nahmen und gaben das Versprechen, sich wieder zu sehn; und es geschah auch noch oft auf obige Art und Weise.

Eine Unpäßlichkeit des Marques de Manzera war ihnen eine Zeitlang sehr günstig. Er kam nicht aus seinem Zimmer; wollte auch nicht, daß seine Gemahlin in selbigem schliefe. Aber eben dieser Umstand, der sie begünstigte, machte nach der Zeit ihr Unglük.

Der Marques litt' an der Schlaflosigkeit. Er stand fast jede Nacht auf, und ging auf eine Galerie, die nach dem Garten sah. Einmal trieb ihn die drückende Hize aus dem Bette. Er öfnete ein Fenster, um frische Luft zu schöpfen, und in dem Augenblik bemerkt' er, beim Schimmer des Mondes, eine Mannsperson, die von einer weiblichen Gestalt geführt ward, und von der Seite herkam, wo seine Gemahlin ihr Zimmer hatte. Sie gingen durch den Garten; die Mannsperson schlüpfte durch das Pförtchen, das in eine enge Gasse führte, und das Frauenzimmer kam zurük. Er erkannte in ihr — Loren. Da sie, ihrem Alter nach, allen Galans abgestorben seyn mußte, so war es ganz natürlich, daß er die Mannsperson für einen Liebhaber seiner Gemahlin hielt. In dem Augenblik fiel ihm der Ausruf

des

des Prinzen auf dem Ball ein — und nun lag sein ganzer Verdacht auf ihm.

Nie muß eines Menschen Verzweiflung so hoch gestiegen seyn, als jezt beim Marques. Die Untreue einer Gattin, die er nicht als Gattin sondern wie Mätreße liebte, die Schaam, sich von einem Weib betrogen zu sehn, brachten ihn beinah' um Gefühl und Verstand. Es dauerte lange, eh' er zu einem festen Entschluß in dieser Sache gelangte. Wenn er der ersten Hize gefolgt wäre, so hätt' er seiner Gemalin und Loren den Dolch ins Herz gestoßen; als er aber kälter überlegte, daß er durch diesen blutigen Schritt, seine Schande aller Welt entdekte, ohne doch den Urheber derselben bestraft zu haben; so beschloß er, erst diesen seiner Rache zum Opfer zu bringen, und dann seine Gemahlin nachzusenden, für die ihm die fürchterlichste Strafe zu gelinde schien.

Der Tag brach über seine Verzweiflung an. Um sie seinen Leuten zu verbergen; legte er sich nieder; stellte sich kränker, als jemals, und befahl, niemand vor ihn zu lassen, selbst seine Gemahlin nicht, die seit seiner Krankheit mit ihrer Mutter

den Nachmittag in seinem Zimmer zubrachten. Ein einziger Lakey blieb bei ihm, sein Kammerdiener und Vertrauter. Der Marques entdekte sich ihm, und zog ihn zu Rath bei seinen Entwürfen zur Rache. Der Tod des Prinzen, oder, wer auch der Liebhaber der Marqueſe sonſt seyn möchte, ward in diesem Blutrath beſchloſſen. Der Kammerdiener nahm die Ausführung auf ſich, und verſprach, noch drey Kerle zu ſchaffen, die, ohne zu wiſſen, wem es gelte, alles morden ſollten, was ſich zur Nachtzeit an dem Pförtchen ſehen lieſſe.

Während der Marques über dieſe ſchrekliche That brütete, waren unſre Liebende einzig mit ihrer Liebe beſchäftigt, und lieſſen ſich das Unglük, welches man ihnen bereitete, nicht träumen.

Als die Marqueſe in das Zimmer ihres Gemahls gehn wollte; erfuhr ſie ſeinen Befehl, der ihr gar nicht auffiel. Denn der Marques war auſſerordentlich mit der Migräne geplagt, und wenn ſie ihn anfiel, ſo verſchloß er ſich, und niemand, als ſein Kammerdiener durfte zu ihm. Sie glaubte, daß ihn dies Uebel noch plagte,

und

und war gewiß, daß er blos darum allein seyn wollte.

Es verfloßen zwei Tage — der Kammerdiener konnte keine drei Banditen zusammen finden. Aber am dritten Tage benachrichtigte er den Marques, daß alles ins Werk gesezt sei, und daß nun dem Opfer nichts, als das Opferthier fehle.

Der Marques war gewiß, daß sein verabscheuter Nebenbuhler die kommende Nacht erscheinen würde, darum schob er auch seine Rache nicht länger auf. Er gab Befehl, daß sich die Banditen in das kleine Gäßchen, wo die Thür hinausging, postiren, und jede Mannsperson, die sich an derselben zeigte, mit Dolchstichen empfangen sollten.

Alles schlug ein, wie es eingefädelt war. Die vier Meuchelmörder (der Kammerdiener fühlte an) durften nicht lange warten. Sie sahen einen Menschen, in einen Mantel gehüllt, daher kommen, gerade auf die Gartenthür zu. Als er einen Schlüssel herauslangte, sie zu öfnen, stürzten sie auf ihn ein, und gaben ihm einige Stiche eh' er sich zur Gegenwehr sezen konnte. Aber

nun

nun zog der Prinz (denn wer konnt' es anders seyn?) ein paar Pistolen, und schmetterte den einen, der ihm am wütendsten zu Leibe ging, vors Gehirn. Fizthum, der am Eingang der Gasse stehn geblieben war, kam auf den Schuß herzu. Er fand den Prinzen mit bloßem Degen, wider drei Kerls ringen. Er sprang auf seine Seite; das Gefecht ward blutig und hartnäckig. Noch ein Bandit ward zu Boden gestrekt, und der dritte tödlich verwundet. Der vierte nahm die Flucht, und der Prinz und Fizthum gaben sich die Mühe nicht, ihn zu halten.

Der Prinz war froh, daß er der Gefahr entgangen war, und eilte, troz seinen Wunden, um sein Hotel zu gewinnen. Dies schüzte ihn vor der Schande, von den Alguazils, die der Schuß herbeigezogen hatte, arretirt zu werden. Sie hoben die beiden Todten und den Verwundeten auf. Lezterer verlangte einen Geistlichen. Er entdekte diesem im Beisein des Alkalden und andrer Zeugen, daß ihn der Marques von Manzera zu Mord gedungen habe, und einige Augenblicke darauf starb er.

Als der Prinz zu Hauſe kam, ließ er ſeine Wunden beſichtigen. Sie waren nicht tödlich; und ſein Leibchirurgus verſicherte ihm, daß er, wenn er drei oder vier Tage das Bette hüten wollte, bald wieder ausgehn ſollte. Der Prinz befahl ihm, niemanden von ſeiner Verwundung etwas zu ſagen, auch Fizthum durfte gegen niemand ein Wort von dieſem Abentheuer fallen laſſen. Er wollte des guten Rufs der Marqueſe ſchonen.

Ihr Schikſal beunruhigte ihn tauſendfach mehr, als ſeine Wunden. Denn es fiel in die Augen, daß er ſie niemand anders, als dem Marques von Manzera zuzuſchreiben hätte. Er dachte ſich das unglükliche Weib, aller Wut eines eiferſüchtigen Wüterichs ausgeſezt, und in ſeinem Herzen ſtiegen fürchterliche Ahnungen auf. Er ſagte zu Fizthum: Ich verzeih' es dem Marques, daß er nach meinem Leben trachtete; aber vergreift er ſich an ſeiner Gemahlin, und ich habe das Unglük, daß es ihm gelingt, ſo will ich ihn auf eine Art dafür ſtrafen, daß ganz Spanien davon voll ſeyn ſoll.

Unter-

Unterdeſſen war der Pallaſt von Manzera, der Schauplaz von Verwirrung, Schrecken, Traurigkeit, Grauſen! Als der Marques hörte, daß der Prinz ſeiner Rache entgangen war, und daß die Juſtiz durch den Banditen ſeinen vorgehabten Meuchelmord erfahren habe, hielt er ſich für verloren — aber, er wollte nicht eher ſterben, bis er ſeine heiſſe Rache in Blut abgekühlt hätte. Er ergrif einen Dolch und einen vergoldeten Becher voll Gift. Mit dieſen ſchrecklichen Rächern ſtürmte er in das Zimmer ſeiner Gemahlin, wo er auch Loren vor Schrek und Furcht halbtod fand. Sie hatten den Piſtolenſchuß gehört, und als darauf der Prinz nicht erſchien, fürchteten und wußten ſie alles, was vorgefallen war. Von dem Augenblik an, ſchien ihnen der Tod unvermeidlich. Dieſer fürchterliche Gedanke hatte ſich ihrer ſo ſchnell und ſtark bemächtigt, daß ſie nicht einmal daran gedacht hatte, das Zimmer abzuſchlieſſen.

Die wilde Mine des Marques, und der Dolch und der Becher, die er in Händen hatte, lieſſen ſie über ihr Schikſal nicht lange zweifelhaft.

felhaft. Lora erſchrak ſo ſehr, daß ſie ohnmächtig zurük ſank.

„Ja, Du Ungeheuer — ſchrie der Marques — Du ſollſt ſterben, aber von meinen Händen!“

Mit den Worten ſtieß er ihr den Dolch in die Bruſt. Und nun wandt' er ſich mit wütendem Blik zur Marqueſe; der raſende Grimm, der in ſeiner Bruſt arbeitete, lähmte ſeine Zunge.

„Wähle! brach er endlich heraus — Wähle! Gift oder Dolch!“

O, mein Gemahl! rief ſie, und hob die Hände gen Himmel — Erbarmen! Erbarmen! Ich bin ſo ſchuldig nicht, wie Sie denken! — Nur ein paar Augenblicke, um meine Seele Gott zu befehlen! —

Ihr hartherziger Gemahl blieb ungerührt.

„Dein Urtheil iſt geſprochen — rief er mit ſchrekklicher Stimme — Du mußt ſterben! Wähle! Gift oder Dolch! — Die Strafe iſt noch zu gelinde!“

Als die Marqueſe ſah, daß nichts ſein Herz erweichen konnte, wählte ſie den Giftbecher. Der Marques wandte kein Auge von ihr, als

ſie

ſie ihn trank. Er ſtand unbeweglich vor ihr, und peinigte ſie mit Vorwürfen, ſo lange, bis er vermuthete, daß das Gift ſich ihrer ſo bemächtigt habe, daß alle Rettung unmöglich ſei. Nun ließ er ſie allein, und Loren ſterbend zu ihren Füſſen.

So bald er fort war, verſuchte die Marqueſe, ihre Frauen zu rufen, aber ſie hatte ſo viel Kraft nicht mehr. Sie ſank in einen Lehnſtuhl, und würde hier geſtorben ſeyn, ohne daß jemand anders, als ihr Barbar von Gemahl, etwas davon gewußt hätte, wenn nicht von ohngefähr ein Hündchen, das ſie ſehr liebte, an die Thür einer Garderobe gekratzt hätte. Eine Kammerfrau öfnete ſie, und ſah die Marqueſe auf dem Lehnſtuhl ſizen, und Loren auf der Erde. Sie rief die andern herbei, und ließ der Dücheſſe Ferdinandine den traurigen Zuſtand ihrer Tochter hinterbringen. Sie kam mit Schrecken ihrer Tochter zu Hülfe. Sie fand ſie auf dem Lehnſtuhl. Das Feuer ihres groſſen, ſonſt ſo lebhaften Auges, war erloſchen; eine fürchterliche Bläſſe hatte ihr Geſicht überzogen; ſie konnte nicht reden; nur ſeufzen konnte ſie. Einigemal

rief

rief sie ganz schwach: Ich bin vergiftet! Alles, was um sie her stand, weinte. Die Düchesse war in Verzweiflung. Sie beschwor ihre Tochter, zu reden, zu sagen, was ihr fehle — ob sie gleich leicht errathen konnte, was es war. Lora'n sah sie todt vor sich; ihre Tochter in den lezten Zügen; der Marques erschien nicht, als man ihn rief — lauter Dinge, die ihr den Urheber dieser blutigen That verriethen. Sie ließ Aerzte holen; aber sie erklärten: die Marqueſe würde über zwei Stunden nicht leben. Man konnte sie nicht retten, denn sie nahm kein Medikament. Sie starb in den Armen ihrer Mutter.

Indessen diese traurige Scene in dem Zimmer der unglüklichen Marqueſe vorging, mußte Manzera in dem seinigen die fürchterlichsten Quaalen erdulden. Er schauderte vor sich selbst, wünschte sich hundertmal den Tod; seine Natur hielt die schrekklichen Bewegungen und Zukungen in seinem Innern nicht aus; Fieberschauer ergriffen ihn mit solcher Wuth, daß man seine Krankheit von diesem Augenblik an für tödlich hielt.

Als er sein Ende nahen sah, ließ er die Düchesse bitten, ihn zu besuchen, und ihm diesen lezten Trost nicht zu versagen. Sie eilte in sein Zimmer. Als sie hereintrat, gab er ihr ein Zeichen, sich zu ihm ans Bette zu sezen, und begann mit schwacher, langsamer, bebender Stimme, die Erzählung von allem, wozu ihn seine rasende Eifersucht verleitet. Er zeigte so viel Reue, Schmerz und Kummer, er bat so dringend um Verzeihung, daß ihm die Düchesse ihr Mitleid nicht versagen konnte.

Die Gegenwart der Düchesse hatte ihn in so eine heftige Bewegung gesezt; er hatte sich so gewaltsam angestrengt, um mit ihr zu reden: das Andenken an seine schrekliche That pakt' ihn so fürchterlich, daß er in einen Zustand verfiel, der ihn alles Verstandes beraubte. Man sahe, daß sein lezter Augenblik da war. Die Düchesse konnte den traurigen Anblik nicht aushalten. Sie entfernte sich, und ließ ihn unter seinen Bedienten, in deren Armen er starb.

Der Rang des Marques, und die Freundschaft, deren ihn der König würdigte, machte, daß die

Justiz,

Justiz, so lange er am Leben war, nicht wider ihn verfuhr. Und als der König seinen Tod vernahm, befahl er: sein Andenken nicht zu beschimpfen. Es ward alles so geheim gethan, daß man von allen obigen Umständen nichts erfahren hätte, wenn es die Düchesse nicht einer von Loren's Nichten, und diese es nicht dem Bruder Stephano erzählt hätte. Durch diesen erfuhr es der Prinz.

Der Prinz war äusserst gerührt, als er die Umstände dieses traurigen Auftritts vernahm. Man hat oft aus seinem Munde, selbst noch am Ende seines Lebens gehört, daß er kein Weib je so zärtlich und innig geliebt hat, als die Marqueſe, und daß er nie einen Schmerz gefühlt, jenem ähnlich, den er bei ihrem Verlust empfunden hätte.

Nach dem Tode der Marqueſe fand der Prinz Madrit abscheulich. Seine Wunden waren geheilt. Er gab Befehl zur Abreise, und ging an den Hof zur Abschiedsaudienz. König und Königin empfingen ihn mit möglichster Achtung und Aufmerksamkeit. Sie baten ihn, noch eine Zeitlang zu verweilen, aber er gab wichtige Angele-

geheiten vor, die seine Rükkehr nach Sachsen nothwendig machten. Der König schenkte ihm vier herrliche Reitpferde, acht Maulthiere und einen Degen mit Diamanten besezt. Die Königin gab ihm zwei Tafelgeschirre von ausserordentlichem Geschmak und Pracht; noch eine Menge Indischer Seltenheiten, und über das alles noch ihr Porträt mit Diamanten umfaßt. — Wäre er nicht über den Tod seiner geliebten Marquese noch traurig gewesen, so hätte er, vollkommen vergnügt über die Ehrenbezeugungen, womit man ihn überhäufte, und über die Verbindlichkeit der Spanier, Madrit verlassen.

Sein Rükweg ging durch Valenzia und Katalonien. In Barzelona, wo ihm vom Gouverneur ausserordentliche Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, blieb er einige Tage.

Von Barzelona ging's auf Perpignan, die Hauptstadt von Roussillon. Hier sah er mit Verwunderung die unermeßlichen Werke, womit Ludwig der Vierzehnte diese Stadt umschloß. Von da ging er durch Languedoc und Provence nach Italien.

Sein

Sein Schmerz war gemilderter. Sein angeborner Hang zur Galanterie, und alle die Eigenschaften, die in derselben des Besizers Glük machen können, schoben ihn zu neuen Liebschaften, worüber er die unglükliche Marqueſe von Manzera bald vergaß.

Venedig und Rom sind von jeher, im Punkt der Politik und Galanterie, gleichberühmt gewesen — und in dieſen Städten brachte der Prinz seine meiſte Zeit zu.

Der Senat von Venedig riß sich, um ihn ehrenvoll zu unterhalten, von dem strengen Geſez los, welches den Edlen verbietet, mit einem Fremden umzugehn, und erlaubte ihnen, sich zu ihm zu finden. Er ernannte drei, um den Prinz zu begleiten, und ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Es ging so weit, daß er auch den Damen erlaubte, ihre Diamanten und farbichte Kleider zu tragen, so lange sich der Prinzen in Venedig aufhielte. Seit Heinrich dem Dritten, König von Frankreich und Polen, hatte kein Prinz so viel Ehre von der Republik genoſſen.

Jeder Nobile insbesondre beſtrebte ſich, den Prinzen zu unterhalten und zu beluſtigen. Kein Tag ging ohne Ball, Konzerts, Luſtfahrten und andere Feten hin. Hierzu kam das Feſt der Vermählung des Doge mit dem Meere, wodurch eine unglaubliche Menge Fremden herbeigezogen ward. Nie muß Venedig ſo glänzend geweſen ſeyn.

Dieſe Feierlichkeit fiel grade auf einen jener ſchönen Tage, wo die Sonne hinter den Wolken bleibt, wo man weder Wind noch Hize fühlt — Darum waren der Gondeln und kleinern Fahrzeuge eine unendliche Menge. Alle waren gedrükt voll von Masken beiderlei Geſchlechts. Der Prinz befand ſich mit ſeinem Gefolge, und mit vielen jungen Teutſchen Edelleuten in einer Piotte, alle Spaniſch gekleidet. Dieſe Tracht hob ſeinen treflichen Bau auſſerordentlich, und eine Menge von Zuckerwerk hagelte auf ihn, womit ihm die Damen ihr Behagen an ihm zu erkennen gaben. Er bemerkte, daß unter allen den Masken nur zwei waren, die dieſe Ehrenbezeigung nicht mitmachten. Sie waren wie

Spa-

Spanierinnen gekleidet, hielten ſich in ihren Gondeln ganz ruhig, und ſchienen mehr da zu ſeyn, um freie Luft zu ſchöpfen, als Antheil an dem Feſte zu nehmen. Die eine ſchien von auſſerordentlicher Schönheit. Ihr Hals war von einer blendenden Weiſſe, und [illegible]ß vermuthen, daß das, was die Maſke verbarg, nicht minder reizend ſeyn müſſe. Ihr Anzug war von edler Einfalt, aber äuſſerſt prächtig, und ein feiner Geſchmak herrſchte in dem Ganzen. Den Prinzen dünkte ſie reizend, und da er von ſeinen Schiffenten nicht erfahren konnte, wer ſie waren, ſo befahl er ihnen, der Gondel der zwei Spanierinnen nachzufeuern. Sie lieſſen bei dem Markusplaz anlegen, wo der Sammelplaz aller Maſken an dieſer Feierlichkeit iſt.

Der Prinz ſtieg faſt zu eben der Zeit, da die zwei Damen ihre Gondel verlieſſen, aus ſeiner Piotte. Er folgte ihnen, um ſie, ob er ſie gleich nicht kannte, anzureden; in dem Augenblik näherte ſich ihm der Nobile Moucenigo mit den Worten:

„Kann ich nicht das Glük haben, Ew. Hoheit meine Frau vorzuſtellen. Sie iſt erſt geſtern von einer Wallfahrt nach Loretto zurükgekommen, deshalb hat ſie das Vergnügen noch nicht haben können, Ihnen vorgeſtellt zu werden.

Dem Prinzen würde es zu jeder andern Zeit ſehr willkommen geweſen ſeyn, mit einer Dame von Moncenigo's Stande bekannt zu werden — jezt dacht' er auf eine Entſchuldigung, um ſich davon loszumachen. Aber Moncenigo gab ihm nicht Zeit zur Antwort, ſondern rief: Madame! Madame! Der Prinz, der noch kein Auge von den beiden Spanierinnen verwandt hatte, bemerkte, daß ſie ſich umſahn, als ſie Moncenigo's Stimme hörten. Sie kehrten ſogleich zurük, und kamen näher.

„Hier, Madame — ſagte Moncenigo — und wandte ſich an die, welche der Prinz ſo genau in's Auge gefaßt hatte — machen Sie dem Prinz von Sachſen Ihren verbindlichen Reſpekt, und helfen Sie mir, ihm die Honneurs zum Theil zurükzugeben, womit mich der Kuhrfürſt, ſein Vater, in Dresden überhäuft hat!“

Frau

Frau von Moncenigo ließ den Arm der Frau von Cornaro, ihrer Gesellschafterin, fahren, nahm ihre Maske ab, und näherte sich dem Prinzen; aber er kam ihr zuvor, nahm auch seine Maske ab, und redete sie mit jener Feinheit und edlen Freimüthigkeit an, die den Personen von seinem Rang' eigen ist. Frau von Moncenigo erwiederte es mit einer Bescheidenheit und sanften Sittsamkeit, die den Prinzen so sehr, wie ihre ausserordentliche Schönheit, entzükte. Sie sagte ihm viel Verbindliches, über die Freude, die Venedig empfände, ihn in seinen Mauern zu sehn, und über das Rühmliche, was das Gerücht von ihm zu ihnen herüber gebracht hätte. Der Prinz gab ihr das alles mit so viel Feinheit und Geist zurük, daß sich Frau von Moncenigo gestand, seine Verdienste überträfen das alles noch himmelweit, was man ihr von ihm gesagt hätte.

Als die Antrittskomplimente vorbei waren, stellte sie ihm auch die Frau von Cornaro, eine der schönsten Damen von Venedig, vor. Der Prinz machte ihr sein Kompliment mit aller der Ach-

zung, die er einer Person ihres Standes schuldig zu seyn glaubte.

Die Gesellschaft nahm ihre Masken wieder vor, und promenirte. Der Prinz sagte ihnen tausend verbindliche Sachen, und die Konversazion war die lebhafteste, gut unterhaltendste von der Welt. Sie fanden so viel Geschmak daran, daß sie fast die einzigen Masken waren, die noch promenirten.

Frau von Cornaro bemerkte dies zuerst, und erinnerte, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Moncenigo nahm das Wort, und sagte zum Prinzen, daß er einige gute Freunde zur Tafel gebeten habe: Er wag' es kaum, sich die Freiheit zu nehmen, die Gesellschaft mit seiner Person glänzend zu machen; wolle er ihm aber die Gnade erzeigen, so wollt' er sich bestreben, ihn so aufzunehmen, wie es sein Rang und seine Verdienste erforderten.

„O — unterbrach ihn seine Gemahlin — Moncenigo, denken Sie nicht daran, den Prinzen an unsrer schlechten Tafel zu sehn.“ —

Ja, Madam, ja! erwiederte er — Ich wag' es, dem Prinzen meine geringe Tafel anzubieten. Ich hoffe zu seiner Güte, daß er's uns verzeihen wird, wenn wir ihn nicht ganz so empfangen können, wie wir wollten. Heute wollen wir ihn empfangen, wie einen Grafen von Meissen, auf ein andermal bitte ich mir die Gnade aus, ihn als Prinzen von Sachsen zu bewirten.

Der Prinz dankte ihm verbindlichst, und bat um seine Freundschaft, für den Graf von Meissen sowol, als für den Prinzen von Sachsen; versicherte ihn seiner unumschränkten Achtung, und sezte hinzu: Er wäre entzükt über den Fuß, auf welchem er mit ihm konversirte, und wenn er wüßte, daß seine Gegenwart der Frau von Moncenigo nicht unangenehm wäre, so wollt' er seine Einladung mit Dank annehmen.

Frau von Moncenigo erwiederte, daß sie kein grösseres Glük kenne, als ihn bei sich zu sehn, und wenn sie sich vorher, dem Anliegen ihres Gemahls entgegen gesezt hätte, so sey's blos aus Furcht geschehn, daß ihre Bewirtung zu gering ausfallen möchte.

Der

Der Prinz erwiederte sehr galant: das Glük, unter Ihren Augen zu seyn, ersezze alles, alles!

Er reichte ihr seinen Arm, und half ihr in ihre Gondel. Frau von Cornaro folgte ihr. Der Prinz stieg mit Moncenigo in eine andre Gondel.

In Moncenigo's Pallast fand er die Damen Foskarini, Pesero und Nani, in Gesellschaft der Nobili Justiniani und Grimani. Alle diese waren unter sich verwandt, und machten einen kleinen Zirkel, wo wenig andre Zutritt hatten. Sie waren alle überrascht, als sie den Prinz von Sachsen erscheinen sahn, denn jene ungenirte Art, wie ihn Moncenigo einlud, war nicht Sitte bei ihnen, und ob sie gleich aus ihrer kleinen Societät alle Gezwungenheit verbannt hatten, konnten sie sich doch nicht so völlig von den Vorurtheilen losreissen, die die Erziehung bei ihnen angesezt hatte, daß sie sich hätten überzeugen können, man dürfe auch einen Fremden auf vertrauten Fuß behandeln.

Der Prinz bat sie mit so viel Politesse und Herablassung, ihm zu verzeihen, daß er sich in

ihre

ihre Societät drängte, und verlangte so dringend, daß sie ihn ganz als einen aus ihrer Parthe behandeln möchten, daß sie Moncenigo'n nicht genug für seine Einführung danken konnten. Man verbannte das lästige Ceremoniel, und vielleicht war nie in Venedig eine Tafel, an welcher die Freude und der Scherz so vollkommen, so ununterbrochen waren.

Nach der Tafel machte die ganze Gesellschaft eine Lußfahrt auf dem grossen Kanal da Murena. Von da ging's auf den Markusplaz, und darauf in die Oper. Nach der Oper war Souper bei Moncenigo, und erst am andern Morgen, als der Tag anbrach, gingen sie auseinander.

Moncenigo's Anwesenheit hatte den Prinzen verhindert, seiner reizenden Gemahlin den lebhaftesten Eindruk grade heraus zu gestehn, den sie auf sein Herz gemacht hatte. Aber dennoch hatt' er sich ihr verständlich zu machen gesucht, und sie hatte ihn sehr gut verstanden.

Frau von Moncenigo konnte, in Rüksicht ihres Karakters, für das vollkommenste Weib gehalten werden. Sie sahe sehr wohl,

wohin

wohin der Prinz wollte, und ward unruhig darüber. Sie liebte und schäzte ihren Gemahl; seit fünf Jahren, so lange sie mit ihm verheuratet war, hatte sie keinen Zwiß mit ihm gehabt. Sie befürchtete von Seiten des Prinzen, Störung dieser schönen Eintracht. Doch beschloß sie, sich gegen ihn so zu benehmen, daß er sogleich alle Hoffnung aufgäbe, und sie ihrer süssen Ruhe nicht verlustig machte. Vermeiden — wollte sie den Prinzen nicht; denn sie wußte, daß Schwierigkeiten das eben erst auflodernde Feuer eines Liebhabers, mehr anschüren, als löschen. Sie beschloß, ihn weder zu fliehen, noch zu suchen, und ihre bisherige Art zu leben, fortzusezen.

Der Prinz war voll Ungeduld, ihr den Zustand seines Herzens zu entdecken. Er war da, so bald er glauben konnte, daß sie sich sprechen liesse. Obgleich Frau von Moncenigo allein war, als er sich anmelden ließ, trug sie doch kein Bedenken, ihn vorzulassen. Anfangs war die Konversazion ziemlich gleichgültig; sie bezog sich auf die Vorfälle von gestern; aber endlich

sprang

sprang der Prinz dahin über, wohin er wollte. Er that ihr eine Erklärung, welche Geist, Leben und Glut athmete, die jede andre in Feuer und Flammen gesetzt haben würde, nur Frau von Moncenigo nicht. Sie hörte ihm ganz gelassen zu, und ließ ihn alles, was ihm seine Leidenschaft auf's Herz geworfen hatte, ausschütten, ohn' es ihm mit Einspruch schwer zu machen, ohn' ihn zu unterbrechen. Erst, als er ganz fertig war, nahm sie das Wort.

Ich habe alle die schönen Sachen, die Sie mir da sagten, aufmerksam angehört — sagte sie mit einem unbeschreiblich reizenden Lächeln — und ich leugne Ihnen nicht, daß die feine Wendung, die Sie ihnen gaben, und die meisterhafte Art, wie Sie sich in unsrer Sprache ausdrükten, mich entzükt hat. Ich bin Ihnen für die Empfindungen, die Sie für mich zeigen, mehr, als ich's ausdrücken kann, verbunden. Aber ich kann und will nicht darauf antworten, und darum bitt' ich Sie, dieselben in Achtung und Freundschaft zu verwandeln. — Und dann, hier haben

Sie

Sie mein Wort darauf, will ich nicht undankbar seyn. —

O, Madam — rief der Prinz — Sie verdienen stärkre Empfindungen, als Freundschaft, Achtung. —

Unterbrechen Sie mich nicht, Prinz — nahm sie das Wort — Ich habe Sie ununterbrochen alles sagen lassen, was Sie mir sagen wollten, nun erlauben Sie auch mir ein paar Worte. — Bis hieher, bis hieher ist, Gott sei gedankt, meine Tugend noch nicht bestürmt worden. Viele Ihres Geschlechts sagten mir: sie liebten mich; aber Ihre Tiraden rührten und ängstigten mich nicht, weil ich überzeugt bin, daß man tugendhaft seyn kann, ohne murrköpfig zu seyn. Ich erwiederte die Empfindungen nicht, die sie für mich haben wollten, und ihre Liebe schlief ein. Ihnen werde ich's gerade auch so machen; es wird auch bei Ihnen dieselbe Wirkung haben, hoff' ich! Den sprechendsten Beweis Ihrer Achtung können Sie mir dadurch geben. Ja, es ist der einzige Weg, den Sie nehmen müssen. —

Denn,

Denn, bedenken Sie selbst, was können Sie von mir fodern? Ich bin nicht mehr frei. Und wär' ich's auch, so fühl' ich, daß mir das Schiksal nicht günstig genug ist, die Gattin eines Fürsten zu seyn; und noch lebhafter fühl' ich, daß meine Tugend zu viel Stolz hat, um seine Mätresse zu werden. Bedenken Sie selbst, Prinz, ob ich jezt, als Gemahlin eines der verdienstvollsten Männer unsrer Republik, den ich schäze, den ich liebe, von dem ich zärtlich geliebt werde — ob ich unter diesen Umständen, ohne vor Schaam zu vergehen, eine fremde Flamme nähren kann? — Nein, Prinz, nichts in der Welt soll mich meiner Pflicht ungetreu machen. Ihre Achtung will ich mir erringen, wenn es möglich ist; aber das kann ich nur, wenn ich meine Tugend rein erhalte. Ihr Gefühl ist zu fein, als daß Sie eine Person lieben könnten, die Sie nicht schäzen. — Was hätte ich davon, wenn ich Ihre Liebe erwiederte? Ich würde an dem edelsten der Männer zur Verrätherin; ich ginge Ihrer Achtung verlustig, mithin, bald hernach, auch Ihrer Liebe; nichts bliebe mir, als das bittre An-

Augen meiner Schwachheit. — Was ich Ew. Hoheit jezt ſchon ſage, würde Ihnen jede andre erſt nach Jahren geſagt haben; aber dafür habe ich auch die Beruhigung, daß ich Sie nicht mit falſchen Hofnungen hingehalten und getäuſcht habe. — Ich verſichre Sie (fuhr ſie lächelnd fort) es gibt in Venedig eine Menge Damen, die tauſendmal ſchöner ſind, als ich, und die nicht ſcheel ſehn würden, wenn Sie ſich an ihren Triumphwagen feſſelten. Sie können überall weit glüklicher ſeyn, als bei mir!“

Der Prinz hatte ihr mit der äuſſerſten Ungeduld zugehört. Die Achtung, die er vor ihr hatte, erlaubte ihm nicht, ſie zu unterbrechen. Als ſie aufhörte zu reden, verſucht er, ihre Gründe umzuſtoßen. Er ſagte ihr alles, was Liebe ſagen kann, um zu rühren — warf ſich ihr endlich zu Füſſen.

„Ums Himmels willen, Prinz — rief ſie erſchrocken und hob ihn auf — bis jezt hab' ich alles, was Sie mir ſagten, für bloſſe vorbeirauſchende Süßigkeiten gehalten; aber nun ſeh' ich, daß es Ernſt wird, nun muß ich auch im Ernſt

mit

mit Ihnen reden. — Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nichts mehr von Liebe, ich sehe mich sonst gezwungen, Sie allein zu lassen. — Noch einmal — suchen Sie sich eine Andre! Ich darf und mag Sie nicht weiter hören. Wollen Sie nicht an sich halten, so bringen Sie's so weit, daß ich, so lange Sie hier sind, mich tief ans Land verstecke. Das würde meinem Gemahl un endlich kränkend seyn, und ich darf sagen, daß er für die Ehrfurcht und unumschränkte Achtung, die er gegen Ew. Hoheit trägt, diese Kränkung nicht verdient hat."

Diese Worte, die mit einem edlen Stolz ge sagt wurden, hoben des Prinzen ganze Kunst zu lieben aus dem Sattel. Er sahe wol, daß hier nichts zu hoffen war: aber doch konnt' er sich nicht entschliessen, so mir nichts dir nichts, eine Eroberung im Stiche zu lassen, die er schon in den Händen zu haben glaubte.

Er sezte von neuem an, ihre schönen Sentiments behutsam auf die Seite zu schieben; aber sie stellte sich, als verstände sie ihn nicht. Sie that noch drei oder vier Fragen an ihn, die ihn vollends

aus aller Faſſung brachten. Zum Glük kam Geſellſchaft; er erhielt dadurch Zeit, ſich wieder zu ermannen. Man bot ihm ein Spiel an; er nahm es an; ſpielte aber mit ſo viel Zerſtreuung, daß er am Ende nicht mehr wußte, was er that. Aber Frau von Moncenigo war in der heiterſten Laune von der Welt. Das brachte ihn in Verzweiflung. Als das Spiel zu Ende war, bat ihn Moncenigo zum Souper, aber er ſchlugs unter dem Vorwand: er habe noch wichtige Briefe zu beſorgen, ab.

Als er aus ſeiner Gondel ſtieg, überreichte ihm ſein Gondelier ein Billet. Der Prinz konnte nicht begreifen, von wem es ſeyn ſollte. Er nahm es und las es noch an der Treppe. — Man gab ihm darin um Mitternacht ein Rendez-vous; bat ihn: allein zu kommen, und ſich von ſeinem Gondelier ſagen zu laſſen, was er zu thun hätte, um in die Arme einer Dame zu kommen, die ſich ſeiner würdig achtete.

Auguſt, dem dergleichen Abenteuer auſſerordentlich angenehm waren, und der überdies den Verdruß über ſeine unglükliche Expedizion bei der

Frau

Frau von Monceniso gern ertreuen wollte, bedachte ſich nicht einen Augenblik, dies ſüſſe Anerbieten anzunehmen. Er vertraute ſich der Leitung ſeines Gondeliers, für deſſen Treue ihm einer der vornehmſten Banquiers gut geſagt hatte. Es war beinah zwölf Uhr, mithin keine Zeit zu verlieren. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſtekte ein paar Sakpiſtolen zu ſich, und ſtieg ſo in die Gondel, ohne zu wiſſen, wohin man ihn bringen würde. Der Gondelier, der ihm das Billet gegeben hatte, ließ ſeinen Kameraden rudern, und nahm bei dem Prinzen Plaz.

„Ja, ſagt' er, Ew. Hoheit ſind bildſchön, Sie verdienen auch eine ſchöne Liebſte. Ich will Sie jezt zu einer bringen. Sie iſt ſehr vornehm, und muß ihres gleichen an Schönheit nicht haben. Sie iſt erſt achtzehn Jahr, und iſt noch keinem Menſchen gut geweſen, als Ihnen!“

Der Prinz lächelte über dieſen Vorbericht, und erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach dem Namen der Dame, nach den Umſtänden, unter welchen, und auf was Weiſe er das Billet

überkommen, woher er, der Bondelier, sie kenne? Aber der gab ihm herzlich dürftige Auskunft.

„Mit dem Namensagen, ists nichts, gnädige Hoheit — erwiederte er — man hat mirs auf die Seele gebunden, keinem Menschenkinde ihn zu nennen, und nun sollen mich vier Pferde zerreissen, eh' ichs sage. Das Billet hab' ich heute früh in der Kirche gekriegt. Ich hörte die Messe ein Bischen. Eine alte Druschel gabs mir. Sie hatte sich unter einen langen Mantel verkrochen. Sie gab mir einen Wink — ich hinter drein. Sie brachte mich in eine Winkelgasse, und da gab sie mir das Billet, das ich Ihnen gegeben habe, und sagte: Ihre Herrschaft wäre zum Krankwerden in Sie verliebt, sagte sie, und wollte Sie gern sprechen. Ich mußte ihr zusagen, Sie heute Nacht unter die Fenster ihrer Herrschaft zu fahren. Sie will aufpassen und eine Strikleiter fest machen, die ich ihr zumessen soll; auf diese Leiter sollen Sie steigen: Sie will Sie denn in die Stube ihrer Frau bringen, und ich soll, sobald Sie drin wären, mit meiner Bondel abschieben; Morgen früh um

drei

drei Uhr soll ich wiederkommen und Sie abho-
len; Sie sollen auf der Leiter wieder 'runter stei-
gen, in die Gondel springen, und so soll ich Sie
wieder zu Hause bringen!"

Dem Prinzen waren diese Anstalten, die man
ohne sein Wissen getroffen hatte, sehr belustigend;
aber ihre Ausführung schien ihm doch ein wenig
gefährlich. Er dachte an die Geschichte in Ma-
drit zurük, und sie fiel ihm Anfangs schwer ge-
nug aufs Herz, um ihn eine kleine Weile überle-
gen zu lassen, ob er das Abenteuer bestehn oder
umkehren sollte.

Als der Gondelier seine Unentschlossenheit be-
merkte, sagt' er ihm: er solle sich nicht fürchten!
Er stände mit Leib und Leben dafür, daß ihm
nichts Arges widerfahren würde; er solle sich
nur auf ihn verlassen, er wäre ein braver Kerl,
und könne niemand hinters Licht führen. August,
der nicht wußte, was Furcht war, wäre bei ei-
nem Haar auf seinen Gondelier böse geworden,
daß er ihm Furcht zutrauete. Er versicherte ihm:
nicht Furcht vor Gefahr mache ihn unentschlos-
sen, sondern die Furcht, daß die Dame nicht der

Mühe werth seyn möchte. Der Gondelier ergab sich dem Teufel darauf, daß es die schönste Person in Venedig sei. Endlich ließ sich der Prinz, der überdies nicht der Mann war, sich lange bitten zu lassen, durch seine Gründe überführen, und befahl ihm, nach dem bestimmten Orte zuzusteuren.

Nach langem Kreuzen und Umkreuzen stand die Gondel in einem engen Kanal still. Alles war so gut eingefädelt, daß die Strikleiter den Augenblik fest war. Der Prinz stieg auf derselben in's Fenster; er fühlte, daß ihn jemand bei der Hand ergriff, und folgende Worte zu ihm sprach: Fürchten Sie nichts, mein schöner Herr. Sie sind hier ganz sicher. Folgen Sie mir; Sie sollen Ihres Glückes kein Ende wissen.

An der Stimme merkt' er, daß eine Frauensperson mit ihm redete. Sie führte ihn durch einige kleine Zimmer; endlich kam er an eine Thür, die in einen grossen, schön erleuchteten, prächtigen Saal führte. Er kam noch durch ein prächtigmöblirtes Zimmer, und von da in ein Kabinet,

dessen

dessen Pracht und Schimmer dem übrigen vollkommen entsprach.

Hier bat ihn seine Führerin: daß sie ihn ein paar Augenblicke allein lassen dürfte, um ihrer Gebieterin seine Ankunft zu melden. Sie ging, und sogleich erschien eine Dame, deren Schönheit, edler Gang und Anstand, und ausserordentlicher Glanz, ihn halb ausser sich selbst brachten. Er glaubte, auf einmal in die Zeit der Feen zurükgeführt zu seyn.

„Ausgemacht! — sagt' er bei sich selber — Es muß eine Dame von hoher Geburt seyn; ihr Air ist so groß! was sie umgiebt, ist alles so prächtig, so reich.

Er machte ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn zum Sopha, und hieß ihn sich niedersezen.

„Was ich für Sie gethan habe — begann sie, und schlug ein sittsames, schmachtendes Auge zur Erde — muß Ihnen sagen, was ich für Sie fühle. Ersparen Sie mir ein förmliches Geständniß eines Gefühls, das ich einen vollen Monat zu bekämpfen vergebens bemüht gewesen bin, und

haben Sie Mitleid mit einem unglüklichen Weibe, die über ihr Unterfangen vor Scham ſtirbt, der es aber das Leben gekoſtet hätte, wenn ſie ſich länger das Vergnügen verſagt hätte, Sie zu ſprechen!“

Der Prinz ergriff ihre Hand, und küßte ſie entzükt. Er dankte ihr für ihr ſo ſchmeichelhaftes Wolwollen, und verſicherte, daß er dieſe Nacht für die ſchönſte ſeines Lebens, und ſich für den glüklichſten Sterblichen unter der Sonne hielte.

Und wirklich war das alles, was er ſagte, in dieſen Augenblicken ſein Ernſt. Er vergaß über die ſchöne Unbekannte, die Frau von Monteniego. Sie ſchien ihm unendlich reizend, und er begriff nicht, wie ſie ihm ſo lange (drei volle Monate!) verborgen geblieben wäre, und wie ſie eine ſo ſüſſe Neigung für ihn gefaßt hätte!

Die Dame klärte ihm dieſe Geheimniſſe auf. Sie gab ihm einen kurzen Abriß ihres Lebens. Ihre Eltern hätten ſie ſehr jung und wider ihren Willen, an den Nobile N** verheurathet, einen alten bejahrten Wunderlich, der ſie ſechs

Jahr

Jahr in Ketten und Banden gehalten. Endlich sei er vor zwei Monat gestorben, und hätte ihr ein groſſes Vermögen hinterlaſſen. Was ſie aber mehr ſchäzte als alle ſeine Reichthümer — ſie habe nun auch ihren freien Willen wieder. — Die Sitte ihres Landes erlaube den Witwen nicht, in den erſten drei Monaten ihrer Wittwenſchaft ſichtbar zu ſeyn; ſie hätte ſich unter dieſes Geſez fügen müſſen. Darum habe ſie keine Geſellſchaft beſuchen können. — Wenn ich ausgehe — ſagte ſie — ſo iſt's in die Kirche. Daſelbſt hab' ich Sie vor vier Wochen zum erſtenmal geſehn. Seit der Zeit iſt Ihr Bild vor meinen Augen nicht weggekommen. Ich konnte mir das Vergnügen, Sie zu ſehn, nicht länger verſagen; ich muſte an Sie ſchreiben, und mir dies Glük von Ihnen erbitten. — Und nun verzeihen Sie mir die geheimnisvollen Anſtalten, die ich getroffen habe, um Sie zu mir zu bringen. Ich wollte Ihnen meinen Namen, ſelbſt meine Wohnung ſo lange verbergen, bis ich wüſte, daß Ihnen meine Perſon nicht unangenehm ſei. Ich ſehe, daß ich ſo glüklich bin, die ſchmeichelhafte

Hoffnung faſſen zu können, daß Sie mir halben Wegs entgegen kommen; deshalb iſt alle dieſe Vorſicht von nun an unnüz. Kommen Sie zu mir, wenn und ſo lange Sie wollen; Ihr Wille iſt mir Befehl!

Der Prinz ſagte der ſchönen Wittwe, für alles, was für ihn Verbindliches in jener Rede war, feurigen Dank; ſchwor, daß er die zärtlichſte Neigung für ſie fühle, und daß er ſie bis an den lezten Athemzug lieben werde.

Sie glaubt' es gern, weil ſie's wünſchte, und der Prinz wußte ihre Leichtgläubigkeit zu nüzen. — Er wollte nicht fort, als die alte Vertraute kam, und ihm ankündigte, daß ſeine Gondel auf ihn wartete: Er drang in die ſchöne Wittwe, ihm die Stelle ihres verſtorbenen Gemahls einzuräumen. Sie machte Anfangs einige Schwierigkeit; aber die Liebe unterdrükte Vernunft und Tugend; ſie willigte ein. Die Alte ſchikte die Gondoliers zurük und ſagte ihnen: ſie hätten nicht nötig wieder zu kommen. Dieſer Beſcheid war ſo übel nicht, denn unſre Liebende fanden wechſelsweiſe ſo viel Wolluſt in ihrem Umgange, daß ſie drei

Tage

Tage beiſammen blieben. Die Alte brachte ihnen zu eſſen, und dem Prinzen ſchmekt' es von dem Tiſchzeuge des Verſtorbenen treflich.

Während er alle Wolluſt der Liebe ſchmekte, waren ſeine Leute in tödtlicher Unruh, was ihm widerfahren ſeyn möchte. Herr von Fitzhum wollte die Gondoliers feſtſezen laſſen, um herauszubringen, wohin ſie ihn gebracht hätten. Der vornehmſte, eben der Liebesbote, verſicherte ihn: der Prinz ſey in guten Händen, er ſolle ſich nicht beunruhigen. Er erbot ſich, als Geiſel im Pallaſt zu bleiben, und war's zufrieden, daß man ihm der Juſtiz auslieferte, wenn der Prinz nicht dieſen Abend noch erſchiene. (Dies war den Tag darauf, nachdem der Prinz unſichtbar ward.) Herr von Fitzhum nahm ihn beim Wort. — Anfangs that der Gondolier nichts als lachen, ſingen, trinken; als er aber ſah, daß auch dieſer Tag hinging, ohne den Prinzen mitzubringen, gerieth er in ſolche Beſtürzung, daß er beinah allen Verſtand verlor. Er rief Eines Rufens: Ich bin verrathen! Ich bin verloren! Zu ſeinem Glük erſchien endlich der Prinz, grade

als Fingthum im Begriff war, ihn im Ernſt ſezen zu laſſen. Er war über die Ankunft des Prinzen ſo erfreut, daß er ihm um den Hals fiel, und ihn mit ſeiner wütenden Freude beinah erdrükte. Der Prinz ließ ihm ſechs Zechinen auszahlen — ein dulce leniens wider die Angſt, worin ihn ſein Ausbleiben geſtürzt hatte.

Von nun an ging der Prinz öffentlich zur ſchönen Wittwe. Ganz Venedig wußte ſeine Liebe. Frau von Moncenigo war froh, daß er andre Verbindungen eingegangen war. Sie ſcherzte oft mit ihm über ſeine Unbeſtändigkeit. Der Prinz verſicherte ſie: daß er nicht ſo flatterhaft ſei, als ſie glaubte; er bete ſie immer noch an, und die Wittwe ſei nur ſeine Vertraute, an deren Buſen er alle ſeine Empfindungen für ſie ausgöſſe. „So bin ich's zufrieden, Prinz! ſagte Frau von Moncenigo — So will ich Zeitlebens von Ihnen geliebt werden, vorausgeſezt, daß Sie nur Ihrer Vertrauten von Ihrer Liebe ſagen!“

Indeſſen liebte der Prinz ſeine Wittwe im völligſten Ernſt, und glaubte, auch von ihr geliebt zu ſeyn. Aber wie unerforſchlich iſt das

Weib

„Weiberherz! Unterdessen sie die lebhafteste, feurigste Liebe zum Prinzen heuchelte, betrog sie ihn.

Einmal ging der Prinz zu ihr, zu einer Stunde, wo er sonst nicht zu kommen pflegte. Die Bedienten sahen ihn einmal, wie den Herrn vom Hause an, und meldeten ihn nicht. Er ging grade auf das Zimmer der Wittwe zu. An der Treppe traf er ihre alte Kammerfrau. Sie schien über seinen Anblik bestürzt zu seyn, und bat ihn, nicht in das Zimmer ihrer Gebieterin zu gehn; sie sei unbaß und habe sich niedergelegt. — Aber ihre Bestürzung verrieth dem Prinzen die Untreu der Wittwe. Er eilte, sie zu überraschen. Was für ein Anblik! Er fand das geliebte Weib in den Armen eines Dominikaners! Sie waren so tief in den Text gerathen, daß der Prinz schon vor ihnen stand, eh sie noch wußten, daß er im Zimmer sei. Die Wittwe sah ihn zuerst! Sie that einen lauten Schrei, und über das Bestreben, sich von dem Mönch loszureissen, fiel sie von dem Ruhebettchen, worauf sie mit ihm lag, auf die Erde. Noch nicht genug! Als sie aufstehn

ſehn wollte, verwickelte ſie ſich mit dem Fuß in ihren Rok — plaz! lag ſie auf dem Mönch. Ihre Verwirrung ſtieg immer höher! Während ſie beſchäftigt waren, ſich aufzuarbeiten, überhäufte der Prinz die Wittwe mit Vorwürfen. Der Mönch war von Herzen froh, als er Rok und Mantel hatte — die Hoſen hielt er mit beiden Händen, und nun über Hals und Kopf fort. Der Prinz hinterdrein! Sein Rohr tummelte ſich weidlich auf des Mönches breitem Rücken. „Ich bin ein Prieſter! — ſchrie der Mönch ängſtlich — ich bin ein Prieſter!“ Stokprügel exkommuniziren! Stokprügel exkommuniziren!“ Des Prinzen Streiche fielen hageldicht! Je mehr jener ſchrie, deſto kräftiger ſtrich dieſer. Der arme Heilige ſprang voll Furcht und Angſt auf die Gaſſe, und als er keine Gondel fand, plump! in den Kanal. Er wäre ſonder Zweifel erſoffen, wenn ihm nicht die Bedienten der Wittwe zu Hülfe gekommen wären.

Dieſer Auftritt, der des Italieniſchen Theaters würdig wäre, zerſchlug den Umgang des Prinzen mit der Wittwe. Leztre befiel über dieſe

Ge-

Geſchichte Schaam und Schande. Sie ging in ein Kloſter, und kam nie wieder in die Welt; ſie ſtarb nicht lange darauf im Geruch der Heiligkeit.

Vor Verdruß über ihre Untreue, machte der Prinz Bekanntſchaft mit einem berühmten Modeweibe, Namens Trompettina. Er ſpeiſte tagtäglich bei ihr in Geſellſchaft der vornehmſten jungen Wüſtlinge von Venedig. — Die Völlerei ward bei dieſen Mahlen auf den äuſerſten Grad getrieben, und die jungen Herrchen fühlten bald die Folgen davon; des Prinzen Geſundheit allein blieb unerſchütterlich.

Uebrigens hatte der Prinz nicht das beſte Glük, in beiden Städten, weder in Rom noch in Venedig. Er erhielt verſchiedenemal Billets und Rendez-vous; aber wenn er ſich einfand, ſo waren es Buhlſchweſtern, die einer fingerdicken Schminke alle ihre Reize dankten, und die nur ſeiner Börſe zu Leibe wollten.

Die lezte Zeit in Venedig divertirt' er ſich mit bürgerlichen Liebſchaften. Sein getreuer Gondelier kam ihm hierbei ſehr zu ſtatten. Dieſer

machte sein ganzes Glük. Einmal brachte er ihm ein Billet, ganz im Styl der Heloise abgefaßt. Man bat den Prinzen darin, ein unglükliches Weib zu retten, das vor Liebe zu ihm sterbe.

Ich muß Dich sprechen, Du Theurer — hieß es unter andern darin — um Dir zu sagen, daß ich Dich anbete. Dieser einzigen Schwachheit ist das liebende Weib fähig, das Dich erwartet — aber ist es Schwachheit, wenn man einen Gott anbetet?

Der romantische Ton dieses Billets, machte dem Prinzen Lust, die Verfasserin zu sehn. Er antwortete: daß er sich am bestimmten Ort einfinden würde. Sein Gondelier sagte ihm: daß es die Frau eines Kaufmanns, Namens Marbei, sei, und daß es diesmal keiner Strikleiter und keines Fenstersteigens bedürfe. Die Dame hatte dem Gondelier gesagt: ihre Thür sollte offen stehn, und sie würde den Prinzen an derselben empfangen. Aber alle ihre Verfügungen gingen durch die Lüfte. Denn Signor Marbei, der nach Padua gehen sollte, blieb nöthiger Geschäfte

wegen

wegen in Venedig. — Die Hausthür war zu, als der Prinz erschien. Signora Marhei stand am Fenster und bat tausendmal um Verzeihung, daß sie ihr Versprechen nicht halten könne; so bald ihr Mann fort sei, wolle sie ihm Nachricht davon geben. Der Prinz mußte also wieder umkehren, voller Unwillen, daß er sich um nichts und wieder nichts, so viel Mühe hatte geben müssen.

Es vergingen einige Tage — keine Nachricht von Signora Marhei. Eines Morgens meldete man ihm eine Dame an, die ihren Namen nicht sagen wollte, und eine grosse Larve über dem Gesicht hätte. Er gab Befehl, sie vor ihn zu lassen. Seine Leute entfernt' er.

Die Unbekannte trat herein. Der Prinz bat um Verzeihung, daß sie ihn noch so sehr im Negligee fände; hieß sie niedersezen, und fragte, was zu ihrem Befehl sei. Die Dame sezte sich, und stieß einen herzlichen Seufzer aus. Darauf sagte sie ganz leise: Ew. Hoheit gaben sich vor einigen Tagen die Mühe, zu mir zu kommen; aber ich konnte nicht das Glük haben, Sie zu

ſprechen: Izt bin ich hier, um von Ihnen Verzeihung zu erhalten, und den Schaden wieder gut zu machen.

An dieſen Worten erkannt' er Signoren Marchei. Er bezeigt' ihr ſeine Freude und Erkenntlichkeit für ihre Güte, und bat ſie, ihre Kappe abzunehmen, und ihm das Glük ihres Anſchauns zu gönnen. Aber wie erſtaunt' er, als Signora ſagte, nichts in der Welt ſolle ſie vermögen, die Kappe abzunehmen; es ſei wider den Wohlſtand, mit unverhülltem Geſicht in dem Zimmer einer Mannsperſon zu ſeyn, die noch im Bette läge. Zu ſehn ſoll' er's bekommen, aber erſt, wenn ſie von ſeiner Liebe völlig überzeugt ſei — und das wäre nicht das Werk Eines Tages! Der Prinz mochte bitten wie er wollte — dieſe Antwort folgte jedesmal. Sie blieb zwei Stunden bei ihm, und recitirte ihm die gröſte Zeit Stellen aus dem Taſſo. Endlich verlieſ ſie ihn, mit dem Beſcheid, daſ ſie ihn die künftige Nacht erwartete.

Er fand ſie, wie dieſen Morgen, über und über verſchleiert. Sie führte ihn in einen Saal, der

voll schöner Gemälde hing. Eine niedliche Kollazion erwartete seiner hier. Signora wußte sich nicht genug zu freuen, daß sie ihn bei sich habe. Sie deklamirte ein Sonnet, das sie auf ihn gemacht zu haben versicherte. Dennoch konnte der Prinz den Schleier nicht herunterbitten.

Diese Art zu lieben war nicht nach seinem Geschmak. Er argwohnte, daß hinter dieser Hartnäckigkeit irgend ein Geheimniß stekte, das der Signora Mathei vielleicht nicht sehr vortheilhaft wäre. Er ward merklich kalt. Signora erschrak zum Zittern, als sie's bemerkte.

„Ach — sagte sie mit schmachtender Stimme — ich sehe wol, ich muß Ihnen den Willen thun! — Nun, so sehen Sie mich an — fuhr sie fort, und hob den Schleier auf — und verkündigen Sie mir Leben oder Tod!"

Der Prinz erstaunte über ihre Schönheit und barg es ihr nicht. Sie sah mit Entzücken, daß ihre Reize wirkten; war nicht länger Meisterin ihrer raschen Empfindungen; warf sich ihm um den Hals, nannte ihn ihren Caro, ihren Angelo!

und — sie endigte den Roman eher, als sie sich vorgesezt hatte, und der Prinz es hoffte.

Er sezte seine Besuche bei ihr an zwei Monat, so lange ihr Mann in Padua war, ununterbrochen fort. Aber die vielen Schwierigkeiten, die sich ihm in der Folge entgegen sezten, und seine natürliche Unbeständigkeit vermochte ihn zum Bruch, und Signora ward mit einer Nonne aus dem Kloster ** vertauscht. Dis Kloster nimmt nur Adliche auf, und gibt übrigens viel Freiheiten.

Hier mußte der Prinz nach der Regel lieben lernen. Die Dame ließ ihn erst das ganze Land der Zärtlichkeit durchwandern, eh sie ihn in die Hauptstadt Genuß einführte. — Alle Tage, so lange diese Liebschaft dauerte, war er im Kloster ** am Gitter des Sprachzimmers. — Ganz Venedig hielt ihn nun für echt katholisch; die Mönche posaunten von seiner Bekehrung als ausgemacht, als Wunder, Wunder! Die Frommen bewunderten die Hand der göttlichen Vorsehung, die ein verirrtes Schaaf in den Stall der Kirche zurükführte. Es fehlte wenig,

so

so hätte man seine liebe Nenne bei lebendigem Leibe kanonisirt. — Die Weltleute wußten besser, woran sie waren, und der Prinz gab wenig auf alle die Sagen, die von ihm umliefen. — So bracht' er anderthalb Jahr in Venedig zu, geliebt, geschäzt, geehrt. Denn Ausschweifungen in der Liebe werden dort nicht bekrittelt, und den Prinzen entschuldigte man seiner Jugend wegen um so lieber.

Endlich verließ er diese Stadt, um Italien vollends zu durchreisen. Die erste Stadt, wo er eine Zeitlang blieb, war Bologna. Der Adel, der sichs zur Pflicht macht, Fremde verbindlich aufzunehmen, erwies ihm ausserordentlich viel Ehre. Der päbstliche Legat, Kardinal Buoncompagno *) gab unter andern ihm zu Ehren ein prächtiges Festin. Aber er blieb troz diesem Wetteifer, sich ihm verbindlich zu machen, nicht lange in Bologna; er reis'te nach

*) Unter dem Onkel dieses Kardinals legte der Prinz nachher als Kuhefürst und König das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Mantua, wo er den Großherzog Cosmus den Dritten besuchte, und mit dem Großprinz, der mit einer Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Bayern und der Pfalz vermählt war, eine enge Freundschaft knüpfte.

Der Prinz war sehr erfreut, die Gemahlin desselben zu sehen. Sie war die Zierde des Toskanischen Hofes. Ihre Feinheit, herablassende Gefälligkeit und Güte machten sie zum Abgott ganz Italiens. Sie liebte Vergnügungen und Pracht. Sie bestrebte sich mit ihrem Gemahl, für den Prinzen lauter solche Lustbarkeiten zu veranstalten, wobei er seine Stärke und Geschicklichkeit, und sie ihren Glanz bewundern lassen konnten. Man strebte nach dem höchsten Grad, worauf Bälle, Opern, Komödien können gebracht werden; aber der Großherzog hielt das alles noch für zu gemein, es sollte glänzender, prächtiger werden. Er wollte ein Karousselle veranstalten, worin alles was in und um Florenz Edles war, Theil nehmen, und wobei das Volk Zuschauer seyn sollte. Der Prinz hatte in dieser Art von Uebung seines Gleichen nicht;

mit

mit Freuden hörte er das Vorhaben des Großherzogs. Man beſchloß vier Quadrillen zu machen, vorſtellend die vier Monarchien; der Prinz von Sachſen, der Grosprinz, die Herzoge von Mantua und Guaſtalla ſollten anführen; und unter ihnen noch vier andre Befehlshaber ſtehn. Diejenigen Ritter, die ſich am meiſten ausgezeichnet, ſollten einen von den Richtern geſetzten Preis davon tragen, und alle Edelleute, Florentiner ſowol, als Ausländer, ſollten vor einem Waffenoffizier ihren Adel darthun, eh ſie aufgenommen würden.

Als alles dies angeordnet war, ging das Beſtreben aller Prinzen und Herren dahin, alles herbeizuſchaffen, um mit Glanz zu erſcheinen, und in ihre Chiffres und Deviſen, Umſtände und Gedanken zu bringen, die ſich auf die Göttinnen ihres Herzens bezogen.

Der feſtliche Tag brach endlich an. Der Grosherzog, der Kardinal de Medicis, ſein Brüder, und die Grosherzogin im Gefolge der Damen, begaben ſich auf die Gallerien und Gerüſte, die für ſie beſtimmt waren. Die vier Anführer

Zuschauern mit ihren Quadrillen am Ende des Rennplatzes; hinter ihnen ein grosses Gefolge von Pferden und Bedienten; ein Anblik, dessen Pracht die Augen der Florentiner blendete. Der Prinz war an der Spize der Perser; sein Anzug war weiß und blau, die Leibfarben der Großherzogin; ihr zu Ehren trug er sie, weil er sich in Florenz nichts Liebes zugelegt hatte.

Nie muß ein Mann solche Behendigkeit, Kraft und Geschmeidigkeit gezeigt haben, als der Prinz hier. Obgleich der Großprinz der vollkommenste Reiter Italiens war, blieb's doch zweifelhaft, wem man den Vorzug geben sollte, ihm, oder dem Prinzen. Lezterer hatte in allen seinen Bewegungen so etwas Hinreissendes, das alle Herzen an sich zwang — alle Damen wurden laut vor Freuden, als er seine Karriere glüklich geendigt hatte. Er trug die ersten Preise davon, und hätte sie alle davon getragen, wenn er nicht befürchtet hätte, die übrigen Ritter mißvergnügt dadurch zu machen.

Der Herzog von Mantua sah dem Prinzen mit innerlichem Unwillen zu. Auch er hatte viel

Ehr-

Ehrgeiz auf seine Geschicklichkeit. Sein Verdruß machte sich mit einigen anzüglichen Worten Luft. Man war so unvorsichtig, es am andern Morgen dem Prinzen wiederzusagen. Er dachte auf Genugthuung, und schrieb dem Herzog ein Ausforderungsbillet, worin er ihm freie Wahl gab, auf was er sich schlagen wollte. Rose *) ein Kammerpage des Prinzen, überbracht' es dem Herzog. Er zitterte, als er es las, denn er fühlte durchaus keinen Trieb, sich mit Heldenthaten auf die Nachwelt zu bringen. Er nahm Rosen bei der Hand und sagte: er wisse gar nicht, womit er den Prinzen beleidigt habe; er bäte um Verzeihung, und würde lieber alles Mögliche thun, um es wieder gut zu machen, als sich mit Sr. Hoheit schlagen. Rose erwiderte, er glaube, sein Herr würd' es zufrieden seyn, wenn er ihm eine schriftliche Erklärung thäte, worin er bekenne: daß der Durchlauchtigste Prinz von Sachsen ihn gefodert, daß er sich aber gefürchtet habe, zu

erschei-

*) Er ist als General-Lieutenant in Sächsischen Diensten gestorben.

erscheinen, weil er nicht Herz genug bei sich gefühlt, mit solch einem tapfern Prinz zu fechten.

Der Herzog umarmte Rosen brünstiglich und dankte ihm tausendmal für diesen guten Rath, der ihn vor der Klinge des Prinzen schüzte. Er schrieb das Billet, wie es Rose eingerichtet wissen wollte, unterschrieb und drükte sein Wappen darauf.

Als der Prinz das Billet empfing, zukt' er die Achseln. „Ist es möglich — sagt' er zu Rosen, — daß ein Fürst solch eine erniedrigende Erklärung von sich geben kann!“ — Der Herzog von Mantua merkte, daß der Prinz mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden war: er nahm Knall und fall heimlich Post, und eilte in die Hauptstadt seiner Staaten.

Einige Tage nach diesem Vorfall ging der Prinz von Florenz ab, äusserst zufrieden mit den genossenen Ehrenbezeugungen. Weil er ganz auf Kosten des Großherzogs gelebt hatte, so machte er dessen Ministern und Bedienten ansehnliche Präsente.

In Siena blieb er einige Tage. Hier hatt' er eine Begebenheit, die seiner Großmuth Ehre machte, und ihm die Achtung aller Bidermänner erwarb. Die Geschichte war diese:

Bei seinem Aufenthalt in Florenz hatte ihm ein Abbee, der aus Siena gebürtig war, sehr viel von der Schönheit einer seiner Anverwandtinnen gesagt, und ihm bei seiner Durchreise durch Siena, einen Besuch bei ihr versprochen. Als der Prinz ankam, nahm er den Abbee beim Wort. Leztrer führte ihn noch diesen Abend in die Hauptkirche, wo seine Base den Segen nahm. Der Prinz fand sie reizend, und bat den Abbe, ihm ein Tete-a-Tete mit ihr zu verschaffen. Der dienstfertige Mann erwiderte: daß es nicht ganz unmöglich sei, seinem Verlangen genug zu thun; aber Geld und Mühe gehöre dazu. Der Prinz erwiederte: die Mühe lege er auf seine Schultern; für Geld aber wolle er selbst sorgen, und wenn er seinen Zwek erreichen könne, solle ihm kein Preis zu hoch seyn. Auf diese grosse Vollmacht rükte der Abbe ins Feld. Er ging zur Mutter des Mädchens, und fand sie williger, als er

glaubte.

glaubte. Sie versprach ihre Tochter für 1000 blanke wichtige Pistolen, baar gezahlt, zu liefern.

Sie sprach mit ihrer Tochter darüber, fand aber, daß sie sich ihrem Ansinnen standhaft widersezte. Ausser dem Abscheu vor Entehrung, ließ auch Liebe das unglükliche Mädchen sich entgegenstemmen. Ein junger Mensch hatt' ihr die Ehe versprochen, aber ihre Mutter wollte nicht, daß sie ihn heurathete. Sie warf sich ihr zu Füssen, und beschwor sie: sie nicht zu einer That zu zwingen, die ewig Schaam und Schande über sie bringen würde. Aber die Mutter blieb ungerührt, und schwur ihr, wenn sie nicht gehorchte: so wollte sie sie Zeitlebens in ein Kloster schliessen. Das Mädchen bebte bei dieser Drohung; aber die Verzweiflung gab ihr ein Mittel an die Hand, sich vor der Entehrung zu sichern. Sie verbarg der Mutter ihren Vorsez, stellte sich als wollte sie gehorchen, und sagte: der Prinz könne kommen.

Auf diesen Bescheid führte der Abbee den Prinz zu seiner Muhme. Die Mutter empfing ihn äusserst verbindlich. Die Tochter schlug den

Blik

Blik zur Erde und sprach kein Wort. Diese Kälte machte den Prinzen nicht irre. Er schrieb sie der Gegenwart der Mutter, und dem lezten Aufflammen der sterbenden Tugend zu. Er brannte vor Ungeduld, sie unter vier Augen zu haben; endlich liessen ihn Abbee und Mutter allein.

Wie erstaunt' er, als ihm plözlich das Mädchen zu Füssen fiel, seine Kniee fest umschloß, und mit zitternder Stimme, die von Seufzern unterbrochen ward, dringendst beschwor: Mitleid mit einem Mädchen zu haben, das eine Mutter ihrer schändlichen Gewinnsucht aufopferte.

„Ich bin in Ihrer Gewalt, Prinz — sagte sie — nichts, als Ihre Großmuth kann mich retten! Ueben Sie eine Tugend an mir, die von Ihnen überall gerühmt wird. — Ich bitte Sie, beim allmächtigen Gott, verschmähen Sie die Vortheile, die Ihnen meine Mutter zu meiner Schande gegeben hat!"

Ein Thränenstrom erstikte ihre Stimme. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen. Der Prinz hob sie gerührt auf.

„Lörch-

„Fürchten Sie nichts, gutes Mädchen — sagt er — Ich will mich der Macht nicht bedienen, die mir Ihre Mutter über Sie gegeben hat — ich will Sie wider eben diese Mutter schützen. Sagen Sie mir, was ich für Sie thun soll!“

Ein Uebelthäter, der zum Tode verurtheilt ist, kann über das Wort Pardon, keine so erschütternde Freude empfinden, als das tugendhafte Mädchen bei dieser Versicherung. Sie warf sich ihm von neuem zu Füssen; aber kein Wort kam über ihre Lippen. Sie hielt seine Knie umschlungen, und schien ihn als ihren Schuzengel anzubeten. Der Prinz hob sie auf, und als er ihr eine Weile Zeit gelassen hatte, sich zu erholen, bat er sie, ihm zu sagen: warum sie sich nicht widersezt hätte, mit ihm allein zu bleiben, da sie Willens gewesen wäre, sich seinem Verlangen nicht zu überlassen? Sie erzählte ihm hierauf alles, was zwischen ihr und der Mutter vorgegangen war, umständlich, und verhehlte ihm nicht, daß sie blos aus Furcht, ihren Liebhaber zu verlieren, ihrer Mutter zu Willen gewesen sei.

„Ich

„Ich schmeichelte mir, — fuhr sie hinzu — daß mein Unglük Sie rühren würde; und hätte ich mich in dieser Hofnung betrogen, — sehen Sie hier (sie zog einen Dolch aus dem Busen) dies hätte mich vor der Schande geschüzt. Ich hätt' ihn mir in die Brust gestossen!“

Der Prinz erstaunte, diesen Muth bei einem Mädchen zu finden, das noch nicht siebzehn Jahr alt war.

„Ich bewundre Ihre Schönheit, reizendes Mädchen — sagt' er — und habe Achtung vor Ihrer Tugend. Von Herzen freu' ich mich, daß ich im Stande bin, zu Ihrem Glük beizutragen. — Hier ist meine Hand, gutes Mädchen — ich will Ihre Mutter bewegen, daß sie in eine Verbindung mit dem Manne willigt, dem Sie Ihr Herz geschenkt haben, und um Sie ganz von meiner Achtung zu überzeugen, setze ich Ihnen eine jährliche Pension von 1000 Rthlr. für Ihre ganze Lebenszeit aus.“

Das tugendhafte Mädchen verlor sich in Freude und Bewunderung über diese Großmuth. Sie versicherte den Prinzen, ihrer und ihres

Liebhabers ewige Dankbarkeit. — Der Prinz bat sie, ihre Mutter zu rufen, und ihn mit ihr allein zu lassen.

Sie kam. Der Prinz machte ihr Anfangs Vorwürfe über die Gewaltthätigkeit, womit sie ihre Tochter behandelt hätte, und sagte ihr, daß er sein Versprechen mit den 100 Pistolen nur in dem Falle halten wolle, wenn sie in die Verheurathung ihrer Tochter willigte. Als sie der Prinz unentschlossen sah, sagt' er: Sie müssen in mein Verlangen willigen, oder sich entschliessen, auf Zeitlebens ins Kloster gesperrt zu werden. Der Großherzog ist zu sehr mein Freund, als daß er mir nicht die Hand dabei reichen sollte. — Ich sag' es Ihnen noch einmal: bei Ihnen bleibt Ihre Tochter nicht!

Das Wort Kloster war der Mutter eben so schrecklich, als es vorher der Tochter gewesen war. Sie willigte ein. Der Liebhaber und ein Notar wurden herbeigeschaft; der Heurathskontrakt zur Stunde aufgesezt und unterzeichnet. Der Prinz zahlte der Mutter 1000 Pistolen, und

sicherte

ſicherte der Tochter das Jahrgeld. So entwickelte ſich dieſe Geſchichte.

Der Prinz reiſ'te nun nach Rom. Er kam grade zu einer Zeit in dieſer Hauptſtadt der Welt an, als Andacht und Neugier eine Menge Fremder aus allen Welttheilen herbeigeführt hatten. Antonius Pignatelli ſaß damals unter dem Namen Innocents des Zwölften auf Petrus' Stuhl. Der Prinz ſah ihn, und ob es gleich nur als Graf von Meiſſen geſchah, erwies ihm der Pabſt doch alle die Ehre, die er einem regierenden Fürſten erwieſen haben würde. Er unterhielt ſich lange mit ihm über ſeine Reiſen, über den Zuſtand des Spaniſchen Hofes, und über die traurige Lage der katholiſchen Religion in Sachſen. Der heil. Vater empfahl ihm die Bekenner derſelben, und der Prinz verſprach ihm, ſoviel es bei ihm ſtünde, ſie zu ſchüzen. Der Pabſt umarmte ihn im Ausbruch der Freude, und rief, wie von prophetiſchem Geiſt belebt, aus: Gott wird Sie für Ihre Tugend belohnen! Sie werden dermaleinſt in den Stall der Kirche zurükkehrn, und groß werden von Norden bis Süden!

Bibliotek Berlin

Bei allen Aufzügen und Prozessionen, sorgte der Pabst dafür, daß man den Prinz auf eine Stelle brachte, wo er alles sehn konnte. Er machte ihm überdies noch prächtige Geschenke, und ließ sich alle Tage durch einen Cameriero nach seinem Befinden erkundigen. Als der Pabst am Tage des Fronleichnam-Festes den Prinz in dem Fenster des Ceverambon'schen Palais sah, gab er ihm den Segen. Ganz Rom nahm Antheil an dieser That des heiligen Vaters, und Pasquino sagte: Der Pabst ist Lutheraner, und der Prinz von Sachsen Katholik geworden!

Die Kardinäle folgten dem Beispiele des heil. Vaters, legten das schwerfällige Ceremoniel ab, und bestrebten sich um die Wette, sich dem Prinz verbindlich zu machen. Der Adel machte es ihnen nach, und beeiferte sich, ihm Vergnügen zu verschaffen. Eine Familie suchte immer der andern zuvorzukommen; Lustpartieen nach Frascati, Tivoli, Albano liessen gar nicht ab.

Unter allen Häusern Roms erwies keines dem Prinzen so viel Aufmerksamkeit und Ehre, als

das

das Haus des Konnetabels. Auch der Prinz war lieber da, als in jedem andern. Die Gemahlin des Konnetabels war keine Schönheit; aber sie hatte ein grosses, edles Air, und einen feinen durchdringenden Verstand, die ihr mehr Liebhaber verschaften, als andern, die die Natur mit jedem körperlichen Reiz begabt hatte. Sie wußte geschikter, als jede andre, ihre Liebhaber zu halten; gab keinem mehr Vorzug als dem andern, und schmeichelte ihnen allen mit gleichen Aussichten und Hofnungen. Ihr Haus war allen Leuten von Stande beiderlei Geschlechts offen. Man fand daselbst noch alle die frohe Ungezwungenheit, die Maria Mancini, Gemahlin des vorigen Konnetabels eingeführt hatte. Es wurden Concerte gegeben, hoch gespielt, und Festins veranstaltet, woran ganz Rom Antheil nehmen konnte. Der Prinz brachte gewöhnlich den Abend hier zu. Er fand ein unendliches Vergnügen in der Unterhaltung mit der Konnetable, und diese Prinzessin war von dem Geiste und der Feinheit des Prinzen nicht weniger entzükt. Sie gab ihren Liebhabern den Abschied, um sich mit ihm zu-

unterhalten; überall, wo er nicht war, hatte sie Langeweile, und sie war so wenig Meisterin ihrer Empfindungen für ihn, daß der Connetable sie bemerkte. Seine Eifersucht ward rege und sagte, daß es nicht wol gethan sei, seine Gemahlin in Rom zu lassen, so lange der Prinz noch da sei. Er gab vor: höchst wichtige Angelegenheiten riefen ihn nach Neapel; er zwang seine Gemahlin, mit ihm zu reisen, und vergrub sich mit ihr auf eines seiner Landgüter.

Der Prinz wußte sich über ihre Entfernung recht gut zu trösten; denn seine Anhänglichkeit an ihr war nichts als Achtung. Sein Herz hatte sich für Signora Monti, die erste Schönheit Roms erklärt. Er entdekt' es ihr; ward erhört, und dieser Sieg soll ihm, wie man sagt, nicht die mindeste Mühe gekostet haben. Aber seine Liebe zu dieser Dame erlosch in den ersten Augenblicken ihres Aufflammens wieder. Sie hatte zu wenig Geist, um ihn festzuhalten.

Sobald der Prinz sein Herz zurük hatte, flattert' es von einer Schönheit zur andern. Nichts war fähig, ihn festzuhalten. Er machte sich dies-

ses

ſes Waffenſtillſtandes, welchen ihm die Liebe auf, zu nutze, um alle die antiken und modernen Merkwürdigkeiten zu beſehn, wovon Rom einen Ueberfluß hatte. Hier bildete ſich ſein feiner Geſchmak für Malerei und Architektur, ſeine Kenntnis der Alterthümer, und ſein feines und raſches Gefühl für alles, was ſchön war.

Als er ſeine Neubegierde befriedigt hatte, reiſ'te er nach Neapel, und blieb nur ſo lange da, als er Zeit brauchte, die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt zu ſehn, die ihre Lage ſo einzig und weltberühmt macht. Er ſchiffte ſich nach Sicilien ein, und ob er gleich mit einem günſtigen Wind abfuhr, hatt' er doch unterweges einen ſchreklichen Sturm auszuſtehn. Er dauerte fünf Tage, raubte den Matroſen Muth und Entſchloſſenheit, und den Paſſagiers alle Hoffnung zum Leben. Der Steuermann hielt das Schiff ohne Rettung verloren. Er verließ das Steuerruder vor Mattigkeit, Angſt und Schrecken halbtod, und gab das Schiff der Willkühr der Winde preis. Als der Prinz die Unordnung ſah, die unter dem Schiffvolk herrſchte, faßt' er ſelbſt das

Winters regiert' es einen Tag und eine Nacht, und war so glüklich, das Schiff zu retten, und nach Palermo zu bringen.

Er hielt sich in dieser Hauptstadt, und überhaupt in Sicilien nicht lange auf; doch sah er alle vornehmsten Städte dieses Landes. Seine Neugierde trieb ihn auch auf den Aetna, das schreckliche Grab des Riesen Typhäus, und die Höhle, wo Vulkan seine Esse hatte. Messina besucht' er zulezt, und schiffte sich daselbst nach Reggio ein. Er durchreis'te Kalabrien, sah Neapel noch einmal, und kam endlich nach Rom zurük. Er war noch ein oder zweimal beim Pabst, und reis'te darauf nach Venedig. Er freute sich, daß er diese Stadt wieder sah, und sie war eben so erfreut, ihn wiederzusehn. Er hatte sich vorgesezt, noch eine Zeitlang hier zu bleiben: als er aber Nachricht erhielt, daß Ludewig der Vierzehnte, dem Kaiser Leopold und dem Reiche den Krieg angekündigt habe, entfloh er den Vergnügungen Venedig's, und dachte auf nichts, als sich Ruhm zu erwerben. Er eilte zum Rhein nach der Armee, und zeigte hier

jene unerschrokne Tapferkeit, die sich immer gleich blieb, und die selbst seinen Feinden Bewunderung abzwang.

Nach Endigung des Feldzugs wollt' er nach Italien zurük gehn; aber die Kuhrfürstin seine Mutter, und sein Bruder, Johann Georg, drangen so lebhaft in ihn, nach Sachsen zurükzukommen, daß er ihnen diesen Trost nicht länger versagen konnte. Er nahm seinen Weg über Nürnberg und Bayreuth, und ward in der leztern Stadt von dem Markgrafen von Brandenburg, prächtig empfangen. Er sahe hier die Prinzessin Eberhardine, Tochter des Markgrafen. Ihre Schönheit dünkte ihn vorzüglicher, als alles, was er auf seinen Reisen gesehn hatte. Er verliebte sich in sie, und fühlte noch für keine von allen seinen Liebschaften, was er für sie fühlte. Er beschloß, von nun an nichts ausser sie zu lieben, und dachte darauf, sich ihres Besizes, den er für das größte Glük hielt, zu versichern.

Und wirklich war die Prinzessinn von Bayreuth eine von jenen Personen, die auf den ersten Blik zur Bewunderung hinreissen. Die blendende

Weiße ihrer Haut, und ihr blondes Seidenhaar gaben ihr einen Glanz, den man nirgend so wiederfand. Alle ihre Züge waren regelmäßig, ihr Wuchs, ihr ganzer vollendeter Bau, hatten unendlichen Reiz. Sanfte Bescheidenheit und herzliche Güte, machten ihre Unterhaltung unbeschreiblich angenehm. Man konnte nichts an ihr kritisiren, als daß sie für ein Mädchen, das noch nicht funfzehn Sommer alt war, zu ernsthaft sei.

Der Prinz sah sich Mühe, ihr zu gefallen, und als er sah, daß ihr seine Aufmerksamkeit nicht unangenehm war, bot er ihr seine Hand an. Die Prinzessin erwiederte: sie hinge von ihren Eltern ab, und würde nicht ohne ihre Einwilligung wählen; aber jeden Gemahl, den sie ihr wählten, würde sie annehmen. Der Prinz wandte sich an den Markgrafen, und bat um seine Tochter. Sie ward ihm bewilligt; die Verlobung ging vor sich; und nicht lange darauf ward das Verlöbniß unter allen Feierlichkeiten und Ceremonien, die bei solcher Gelegenheit vorzufallen pflegen, vollzogen.

Der

Der Prinz ging mit seiner Gemahlin nach Dresden, wo sie von der Kuhrfürstin Mutter, und vom Kuhrfürsten sehr zärtlich empfangen wurden. Festins und Lustbarkeiten dauerten zwei Monat hindurch. Die Sachsen, die den Prinz mehr liebten als den Kuhrfürsten, bestrebten sich um die Wette, dem Prinzen ihre Ergebenheit, und die Freude über seine Zurükkunft zu bezeigen.

Aber alle diese öffentlichen Lustbarkeiten wurden bald in Traurigkeit verwandelt. Das Fräulein von Neuschütz, welches der Kuhrfürst immer noch mit einer beispiellosen Leidenschaft liebte, bekam die Blattern, und starb daran. Der Kuhrfürst gerieth darüber in eine Verzweiflung, die mit nichts getröstet werden konnte. Man konnte ihn von der Verstorbenen nicht wegbringen; er hielt sie fest in seine Arme geschlossen, sagte ihr tausend zärtliche Dinge, und rief den Tod, ihn von einem Leben zu befreien, das ihm seit dem Hintritt seiner Mätresse höchst lästig war.

Alle Welt schrieb die Verzweiflung des Kuhrfürsten übernatürlichen Ursachen zu: und die Sächsischen Tribunale, die es mit dem Parla-

ment

ment von Paris, das keine Hexereien glaubt, nicht hielten, glaubten steif und fest, daß das Fräulein von Neuzischin magische Künste gebraucht habe, um den Kuhrfürsten zu fesseln. Es ging damals die Sage: man habe unter ihrem linken Arm ein leinenes Läppchen in Blut getaucht gefunden, in welchem ein Papier gewickelt gewesen, auf dem inwendig sonderbare Karaktere gestanden hätten; sobald man dies Papier weggenommen, sei der Kuhrfürst ruhiger geworden, und habe seine Vernunft, die er verloren zu haben schien, wieder erhalten. Wir können über die Wahrheit dieser höchst möglichen Sage nichts entscheiden; soviel ist gewiß, daß diese Hartnäckigkeit, vermöge welcher er den Leichnam nicht verlassen wollte, ihm fünf Tage nachher die Blattern zuzog, woran er den siebenten Tag starb. Vielleicht hätten seine Unterthanen seinen Verlust nicht bedauert, wenn ein andrer, als Friedrich August ihm in der Regierung gefolgt wäre.

Man kann leicht denken, in was für eine Lage die Gräfin von Rechtiz, die Mutter des Fräuleins von Neuzischin, nun gerieth. Der

Prinz ließ ſie nicht zum Kuhrfürſten während ſeiner Krankheit, und ſchikte zu ihr mit dem Befehl: alle Juwelen und Wechſel, die ſie von ihm in Verwahrung hätte, auszuliefern. „Iſt der Kuhrfürſt todt?“ fragte ſie bei dieſer Ordre. Man erwiederte mit: Nein. „So erkenne ich noch niemand für meinen Herrn! — fuhr ſie fort — Und kein Menſch ſoll mir nehmen, was er meinen Händen vertraut hat!“

Sobald Johann Georg tod war, ließ Auguſt die Gräfin feſtſezen. Man machte ihr den Prozeß; aber zum Glük überlebte ſie die Sentenz nicht. An eben dem Tage, wo ſie herauskam, ſtarb ſie. Sie war verurtheilt, erſt geſchleift, darnach gehangen zu werden und unbegraben liegen zu bleiben. Aber der Kuhrfürſt milderte dieſe Sentenz dahin, daß ihre Familie ihren Körper begraben durfte. Er ſagte: ſeine Regierung ſolle ſich nicht mit einer ſo entehrenden Beſchimpfung einer angeſehenen Familie anfangen.

Seine Thronbeſteigung gab dem Sächſiſchen Hofe eine ganz andere Geſtalt. Er gab das Kommando über die Armee dem Feldmarſchall von

Schö-

Schwing; Herr von Beichling zum Finanzminister und Siegelbewahrer; Herr von Hauchwiz, Hausmarschall. Die Minister seines Bruders wurden entlassen, aber die von seinem Vater behielt er bei.

Das Begräbnis des Kuhrfürsten ward mit ausserordentlicher Pracht vollzogen. Sein Körper ward nach Torgau, dem gewöhnlichen Begräbnisorte der Kuhrfürsten von Sachsen, gebracht. Friedrich August war bei allen Trauerceremonien zugegen, und war über den Verlust seines Bruders tiefer gerührt, als wol andre, die durch das Recht der Erbfolge zur Regierung gelangen.

Friedrich August lebte mit seiner Gemahlin in unerschütterlicher Einigkeit. Sie liebten sich beide mit gleichem Feuer, mit gleicher Zärtlichkeit. Die Kuhrfürstin hielt sich für unendlich glüklich. Die Hofleute glaubten, daß es ihr endlich gelungen sei, des unbeständigen August's Neigung zu fixiren, und er selbst glaubte, der Galanterie abgestorben zu seyn. Aber die Folge

zeigte,

trigte, daß ſie ſich irrten, und daß ſein Herz nicht für die Beſtändigkeit gemacht war.

Die Kuhrfürſtin Mutter hatte unter ihren Kammerfräulein eine gewiſſe von Reſſel. Dieſe war es, die den Kuhrfürſten treubrüchig machte. Die Gemahlin des Kanzlers von Frieſe gab die erſte Gelegenheit dazu; ſie machte den Kuhrfürſten neugierig, ſie kennen zu lernen, dadurch, daß ſie bei jeder Gelegenheit ihren Verſtand und ihre Talente rühmte. Dieſe gute, tugendhafte Dame that dies blos aus Menſchenfreundlichkeit, um dem Fräulein Reſſel, die nichts im Vermögen hatte, und ſich nicht in dem Glanz erhalten konnte, den das Hofleben erfodert, zu einer Penſion zu verhelfen. Wahr iſt es, daß der Kuhrfürſt ſchon vorher ein Auge auf ſie gehabt; aber er hatte noch nie mit ihr geſprochen.

Als er einmal ſeine Mutter die Kuhrfürſtin beſuchte, blieb er im Vorzimmer beim Fräulein von Reſſel ſtehn, und unterhielt ſich lange mit ihr. Ihr Geiſt und Wiz entzükte ihn, und von dieſem Augenblik an, war er in ſie verliebt. Er hielt ſich nur einige Sekunden bei der Kuhrfürſtin

auf.

mal. Den Tag darauf kam er wieder, und so ging' es einen ganzen Monat hindurch fort. Die Hofleute dachten Wunder, von was für wichtigen Sachen er sich mit der Kuhrfürstin unterhielte. — Aber er konnte mit seiner Schönen nur sehr selten zu Worte kommen. Das tugendhafte Mädchen bemerkte seine Liebe, und vermied ihn sorgfältig, weil sie keinen Trieb fühlte, sie zu erwiedern. Es war des Kuhrfürsten Art, nicht viel Zeit zu verlieren; er schrieb ihr folgendes Billet:

„So aufmerksam ich auch auf die Empfehlungen der Frau von Friese gewesen bin, so muß ich Sie doch bitten, beiliegende Versicherung auf eine jährliche Pension von 2000 Thalern, nicht als Wirkung derselben anzusehn. Sich selbst haben Sie dieses Zeichen meiner Achtung zu danken. Ich bitte Sie, zu glauben, daß dies noch nicht alles ist, was ich für Sie zu thun entschlossen bin. Fliehen Sie mich also von nun an nicht mehr, wie sonst, und rauben Sie mir das süsse Vergnügen nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten. Vielleicht werden Sie mir, wenn Sie

mich

mich näher kennen, Ihre Achtung nicht versagen. Sie zu erwerben soll mein eifrigstes Bestreben, mein süssestes Glük seyn.

Das Fräulein von Nessel glaubte auf dies Billet nicht antworten zu müssen. Sie trug Hrn. von Fitzthum, der es ihr überreicht hatte, auf, dem Kuhrfürsten ihre lebhafteste Erkenntlichkeit zu versichern, und daß sie nicht säumen würde, ihm ihren Dank für seine ausserordentliche Güte zu sagen. Fitzthum bat sie nur um eine Zeile Antwort; aber vergebens. Sie entschuldigte sich damit, daß es der schuldigen Ehrfurcht gemässer sei, wenn sie dem Kuhrfürsten mündlich dankte.

Als er an eben dem Abend nach seiner Gewohnheit zur Kuhrfürstin wollte; kam ihm das Fräulein entgegen.

„Ew. Durchlaucht — sagte sie — haben mir solch eine grosse Probe Ihrer Großmuth gegeben, daß ich nicht Worte finden kann, Sie meiner Erkenntlichkeit zu versichern. Erlauben Sie, daß ich sie in mich verschliesse, und daß ich mich

damit begnügen darf, die herzlichsten Wünsche für Sie zu thun, daß Sie noch viel Jahre zur Bewunderung aller, die sich Ihnen nahen und zum Vergnügen Ihrer Unterthanen leben mögen. —

„Was ich für Sie gethan habe, Fräulein — erwiderte er — iſt ſo geringfügig, daß Sie deſſen gar nicht erwähnen ſollten. Nehmen Sie 's an, und denken Sie, daß es von einem Mann kömmt, der Ihre Verdienſte zu ſchäzen weiß, und der ſeine Macht nur darum achtet, weil ſie ihm zum Wolthun Gelegenheit giebt.“

In dieſem Augenblik erſchien die Fürſtin, und er konnte eine Unterhaltung nicht fortſezen, die nach und nach ſein ganzes Herz mit allen ſeinen Empfindungen zu Tage gebracht hätte.

Es gingen zween Tage hin, ohne daß er eine günſtige Gelegenheit erhaſchen konnte, ihr ein paar Worte ins Ohr zu ſagen. Er ſah ſie bei der Fürſtin ſeiner Mutter: jemehr er ſie anſah, deſto verliebter ward er in ſie. Dieſe zwei Tage waren ihm ein Jahrhundert. In der Ungeduld fragte er den Hrn. von Beichling um Rath (dieſer hatte damals ſein ganzes Vertrauen) wie er ein

Mittel

Mittel erſinnen ſollte, mit einem Mädchen, das er zärtlich liebe, allein zu ſeyn. Herr von Beichling war über das Vertrauen des Kuhrfürſten hocherfreut, und forſchte ſo lange, ſo ununterbrochen nach, bis er herausbrachte: daß das Fräulein Zeſſel einige Tage auf ein Landgut der Frau von Frieſe, zwei Meilen von Dresden gehn würde. — Sogleich ritt der Kuhrfürſt auf die Jagd in einen Wald, der an das Haus der Frau von Frieſe ſtieß, ſtellte ſich, als hätt' er ſich verirrt, und kam ganz unvermerkt dem Hauſe, wo ſich Frau von Frieſe mit dem Fräulein befand, näher. Das Glük ſchien ihn zu begünſtigen; er fand ſein Mädchen auf einer langen Wieſe, wo ſie promenirte. Sobald er ſie ſah, ſprang er vom Pferde, band es an einen Baum, näherte ſich ihr und ſagte: ob ſie nicht befürchtete, daß irgend ein verliebter Ritter, dem ihre Reize das Herz geraubt, ſie entführen möchte? Sie erwiederte: daß ſie dergleichen Ebentheuer nicht zu fürchten hätte, beſonders in Sachſen, unter der Regierung eines Fürſten, deſſen Unterthanen, nach dem Beiſpiel ihres Herrn, Feinde

von Gewaltthätigkeiten wären. Je länger ihr der Kuhrfürst zuhörte, desto eifriger wünscht' er, daß sie fortreden möchte. Er erkundigte sich nach der Frau von Friese, und vernahm, daß sie allein sei.

Als sie sich dem Hause näherten, sah Frau von Friese ihre Vessel in Gesellschaft des Kuhrfürsten daherkommen. Man kann leicht denken, daß sie nicht wenig erstaunte. Sie lief dem Kuhrfürsten entgegen, und bat ihn: einzutreten. —

Der Kuhrfürst hatte freies Feld, sich mit dem Fräulein zu unterhalten, während der Herr von Beichling mit der Frau von Friese sprach, oder leztre sich entfernte, um Verfügungen zu einer Kollazion für den Kuhrfürsten zu besorgen. Die Blicke des Fräuleins behagten dem Kuhrfürsten mehr, als ihre Worte, die sie jedesmal mit einer so stillen, kalten Sittsamkeit begleitete, daß der Kuhrfürst nicht umhin konnte, ihr über diese Unempfindlichkeit Vorwürfe zu machen. Aber sie lehnte dieselben mit der Ehrfurcht, die sie Sr. Durchlaucht schuldig sei, von sich ab.

O, rief er, Ihre Ehrfurcht würde mir ſchmeicheln, wenn ich eben ſo gleichgültig wäre, wie Sie; aber Ihr Herz, Fräulein, Ihr Herz will ich beſitzen. Verweigern Sie mir dieſes, ſo bin ich der unglüklichſte Sterbliche unter der Sonne. — Und wie, reizendes Fräulein, kann es Sie beleidigen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß Ihre Schönheit einen Eindruk auf mich gemacht hat, der ewig nicht verlöſchen wird? wenn ich Ihnen verſichre, daß Sie an mir den zärtlichſten Liebhaber finden werden, vorausgeſezt, daß Ihr Herz ſich für mich erwärmte?

Nein — rief das Fräulein — ich kann nicht glauben, daß Ew. Durchlaucht im Ernſt mit mir ſprechen, und —

„Ja, Fräulein, ja — unterbrach ſie der Kurfürſt — ich ſchwöre Ihnen (er ließ ſich vor ihr auf die Kniee nieder) daß meine Worte lebendige Abdrücke der Empfindungen meines Herzens ſind.“

Um des Himmels willen! — rief das Fräulein, und hob ihn ängſtlich auf — ſtehn Sie

auf! Was würde Frau von Friese denken, wenn sie Ew. Durchlaucht zu meinen Füssen sähe?

„Sie würde denken, daß ich Sie anbete — erwiederte er — und vielleicht hätte sie mehr Mitleid mit mir, als Sie.“

Ach! Wie ungerecht sind Ew. Durchlaucht — rief das Fräulein erröthend —, Wenn Sie in mein Herz sehn könnten — Sie würden finden, daß es von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen, und —

Bei diesen Worten trat Frau von Friese ins Zimmer. Der Kuhrfürst nahm das Wort, und redete von ganz gleichgültigen Dingen. — Weil er befürchtete, er möchte ihr das Vergnügen verrathen, welches er in ihrem Umgang empfände, zwang er sich, und empfahl sich den Damen. Als er zu seinen Hofleuten, davon ihn ein Trupp gesucht hatte, zurükkam, konnt er sich nicht enthalten, von dem Fräulein, als von einem irrdischen Engel zu reden. Und wirklich mußte man eingestehn, wenn man sie ohne Vorurtheil betrachtete, daß sie das liebenswürdigste Mädchen sei. Es war eine grosse schlanke Brünette, mit

grossen

groſſen ſchmachtenden Augen voll Geiſt; mit einem Teint, deſſen Feinheit nur von der Feinheit ihres Verſtandes übertroffen ward. Doch war ſie von etwas trübſinnigem Weſen.

Als nach drei Tagen das Fräulein an den Hof zurükkam, hatte der Kuhrfürſt eine Unterredung mit ihr, worin er ihr alles ſagte, was eine feurige Liebe einem Mann von heftiger Leidenſchaft und Geiſt einhauchen kann. Der Stolz des Fräuleins ſank; ſie geſtand, daß ihr Herz nicht unempfindlich ſei. Der Kuhrfürſt war auſſer ſich vor Freude, und glaubte dieſes ſüſſe Geſtändniß nicht mit allen Schäzen der Welt bezahlen zu können. Er ſchikte ihr nicht lange darauf für 60000 Thaler Diamanten, und einige Stüke des prächtigſten Stoffes: dafür erhielt er jene Gunſt, die dem Liebhaber das ſüſſeſte Erdenglük gewährt.

Das Fräulein bat ihn, ihren Umgang geheim zu halten, und geſtand ihm, daß ſie den Zorn der beiden Kuhrfürſtinnen fürchte. Er wollte ſie von ſeiner Mutter wegnehmen; aber ſie wollt' es nicht. Er mußte ſich alſo zwingen, und ſie nur

verstohlen sehn; dadurch ward ihr Umgang desto anziehender.

Indessen gerieth die junge Ruhrfürstin in die tödlichste Unruhe. Sie hatte bemerkt, daß der Ruhrfürst ihr nicht mehr mit zärtlicher Aufmerksamkeit zuvorkam. Sie hielt zurük, und war lange ungewiß, wem sie diese Aenderung zuschreiben sollte. Endlich kam sie dahinter. Das Fräulein trat am Geburtstage des Ruhrfürsten, geschmükt wie eine Königin, von Diamanten flimmernd und blizend, in ihr Zimmer. Sie zweifelte nun nicht länger, daß das alles von der Hand des Ruhrfürsten kam. Ihre Eifersucht brach in die Frage aus: von wem sie das alles hätte? Das Fräulein gerieth in die äusserste Verlegenheit, und wuste nicht, was sie antworten sollte. Ihre Verwirrung bestärkte die Ruhrfürstin in ihrem Verdacht. „Ich sehe schon — sagte sie — von wessen Hand es kömmt! Aber es ist mehr als Unverschämtheit, mir damit unter die Augen zu treten!“

Sie ließ das Fräulein stehn, und ging zur Ruhrfürstin Mutter, um sich bei ihr, ihrer

Besorg-

Beforoniſſe und ihres Verdruſſes zu entledigen. Die beiden Fürſtinnen beſchloſſen, dem Fräulein den Text zu leſen. Sie lieſſen ſie zu ſich kommen, und zwangen ſie zum Geſtändniß, daß der Kuhrfürſt ſie liebe. Nun überhäuften ſie das arme Mädchen mit den bitterſten Vorwürfen und Verweiſen, und die Kuhrfürſtin Mutter drohte ihr unter andern mit dem Zuchthauſe. Unter Thränen und Verzweiflung entfernte ſie ſich. Der Kuhrfürſt traf ſie in dieſem Zuſtande, und erkundigte ſich angelegentlich nach der Urſach ihrer Betrübniß. Sie ſagte ihm ohne Rükhalt, wie ſie von den Kuhrfürſtinnen gemißhandelt worden. Der Kuhrfürſt gerieth in Hize, und trat wie ein wüthender Löwe in der Kuhrfürſtinnen Zimmer.

„Alles ſucht mich zu beleidigen, ſagt' er mit zukender Lippe — aber ich will dem Mädchen, das ich liebe, Achtung zu verſchaffen wiſſen!“

Die Kuhrfürſtinnen fingen vor Verdruß an zu weinen. Die junge vorzüglich war in Verzweiflung.

„Wie? — ſagte ſie mit thränendem Auge, das ſich zärtlich auf ihn heftete — Sie können mir ins Geſicht ſagen, daß Sie eine andre lieben?

Der Kuhrfürst sah sie mit einem Stolz an, der nah an Verachtung grenzte.

Madam, Sie schwazen erschreklich — sagt' er — Ich weiß, wer's Ihnen eingiebt; aber man würde besser thun, fuhr er mit einem Seitenblik auf die Kuhrfürstin seine Mutter fort, wenn man sich um andre Sachen bekümmerte.

Mit diesen Worten wollt' er aus dem Zimmer; aber die junge Kuhrfürstin hielt ihn zurük, und fiel ihm zu Füssen.

„Geben Sie mir Ihre Liebe zurük — rief sie — oder den Tod! Ich liebe Sie — werde Sie ewig lieben" —

Habe Mitleid mit Deiner Gemahlin — sagte die Kuhrfürstin Mutter zu gleicher Zeit — Dir war vormals der Umgang Deines Bruders mit der Dreizschitz so sehr zuwider — willst Du's mit der Kessel eben so machen?

Dieser Vorwurf griff ihm ans Herz. Er hob die Kuhrfürstin auf und umarmte sie.

„Ja — sagt' er — ich liebe Sie immer noch, und bin in Verzweiflung, daß ich Ihnen diesen Verdruß habe verursachen können. Sagen Sie mir,

mir, was soll ich thun, es wieder gut zu machen?“

Das Fräulein verheurathen! erwiederte die Kuhrfürstin — und sie auf immer vom Hofe entfernen!

Nun — sagte der Kuhrfürst bestürzt und zitternd — Sie sollen Ihren Willen haben! Suchen Sie einen Mann für sie; ich kann ihr keinen vorschlagen!“

Die Kuhrfürstin Mutter versprach, ihr einen auszusuchen. Der Kuhrfürst sagte nichts dazu; sondern ging mit nassen Augen in sein Zimmer.

Einige Augenblicke nachher, fuhren seine Karossen vor. Er fuhr nach Moritzburg und nahm niemand mit, als seine Lieblinge, Zitzthum und Beichling. Ehe er abreis'te, schrieb er an das Fräulein; bat um Verzeihung, daß er sie verliesse, und beschwor sie, den Umständen nachzugeben, und den Gemahl anzunehmen, welchen ihr die Kuhrfürstinnen bestimmen würden. „Es ist kein andres Mittel — schrieb er — Sie vor den Verfolgungen der Kuhrfürstinnen zu befreien!“

Das

Das Fräulein glaubte vor Schmerz zu vergehn, als sie dies Billet las. „Der Verräther, der Treulose! rief sie — Ja, ich will mich verheurathen; aber an den, der Muth genug hat, dem Treulosen den Dolch ins Herz zu stossen!“

Bei diesen Worten sank sie in Ohnmacht. Ihre Kammerfrauen brachten sie mit Mühe zu sich selber. Grade in diesem Augenblik kam Frau von Friese, um sie zu besuchen. Diese dienstfertige Dame tröstete sie, so gut sie konnte. Sie rief ihr das Andenken an ihre ehemalige Tugend und Gottesfurcht zurük. Das Fräulein fand ihre Gründe überzeugend, und wenn sie auch die Beleidigung des Kuhrfürsten nicht vergaß, lernte sie doch am Ende ihren Verdruß darüber verbergen. Sie ließ die Kuhrfürstin Mutter durch ihre Kammerdame, Frau von Einsiedel, um Erlaubniß bitten, sich vom Hofe entfernen zu dürfen. Das ward ihr gern und willig zugestanden. Frau von Friese, die sie auch im Unglük nicht verließ, nahm sie zu sich.

Den folgenden Tag liessen ihr die Kuhrfürstinnen verschiedne Partieen antragen. Das

Fräu-

Fräulein ließ ihnen sagen: sie dürfe nach eignem Willkühr nicht wählen, sondern müsse den Mann annehmen, den ihr der Kuhrfürst bestimmte. Die Kuhrfürstinnen geriethen dadurch in Verlegenheit, und sandten den Herrn von Milritz an den Kuhrfürsten, mit der Bitte, dem Fräulein einen Gemahl zu ernennen; aber der Kuhrfürst ließ ihnen zurükſagen: er werde nie für sie wählen; sie sollten mit dem, was er gethan hätte, zufrieden seyn; und würden ihm einen grossen Gefallen erweisen, wenn sie das Fräulein zu nichts zwängen.

Die Kuhrfürstinnen waren mit diesem Bescheid sehr schlecht zufrieden, und wußten nicht, wozu sie greifen sollten. — Die Kuhrfürstin Mutter fuhr zur Frau von Friese, und ließ das Fräulein kommen.

„Sie wissen, Fräulein — hub sie an — daß ich Sie von jeher vor allen meinen Kammerfrauen ausgezeichnet, und daß ich oft den Wunsch geäuſſert habe, Sie recht gut zu versorgen. Seit der Zeit aber haben Sie mir Ursach zum Mißvergnügen gegeben; ich will das gern vergessen; aber nun will ich auch, daß Sie sich zur Wahl eines

Gatten

Garten entſchlieſſen. Nehmen Sie, wen Sie wollen, mir iſt es gleich. Ich habe Ihnen einige Partieen vorgeſchlagen; Sie haben ſie verworfen; wiſſen Sie andre? ſo bin ichs zufrieden. Aber, Fräulein, entſchlieſſen müſſen Sie ſich, ich verlaſſe Sie nicht eher, bis Sie mir eine beſtimmte Antwort geben. Verlaſſen Sie ſich nicht auf meinen Sohn; ſein Bruch mit Ihnen iſt unwiderruflich. — Folgen Sie mir, und zeigen Sie dem Hofe, daß Sie ſich zwar von dem Weg der Tugend verirrt hatten, ihn aber wieder gefunden haben. Ich und die Fuhrfürſtin, meine Tochter, ſchenken Ihnen unſre Achtung wieder; wir werden uns nicht damit begügen, daß wir Ihnen das Geſchehene vergeſſen, wir wollen auch das Glük des Mannes machen, den Sie zum Gemahl wählen werden.

Das Fräulein blieb während der Rede der Fuhrfürſtin ſtumm und ſtarr; endlich nahm ſie das Wort und ſagte mit zitternder Stimme, ſie kenne die Herren, die man ihr zur Ehe vorgeſchlagen, zu wenig, um ſich für einen von ihnen erklären zu können; man ſollte ihr einen Monat

Bedenk-

Bedenkzeit geben. Die Kuhrfürstin wagt' es nicht, ihr diese Foderung abzuschlagen, aus Furcht ihren Sohn zu beleidigen. „Ich willige in Ihr Verlangen — sagte sie — wenn Sie aber nach Verlauf dieser Zeit, mich länger aufziehn wollen, so wissen Sie, daß ich Mittel in Händen habe, Ihre Hartnäckigkeit zu beugen!“

Der Monat war beinah verflossen, und immer noch konnte sich das Fräulein zu keiner Wahl entschliessen. Sie wartete immer noch, wie eine zweite Penelope auf die Rükkehr ihres Ulysses, und schmeichelte sich mit der eitlen Hoffnung, der Kuhrfürst, der sich unter bittrem Gram in Moritzburg verschlossen hielt, werde zurükkommen, und sie von der Tyrannei der beiden Kuhrfürstinnen erlösen.

Endlich unternahm es Frau von Friese, die es nicht mehr sehen konnte, wie sie mit vergeblichen Wünschen das Herz zernagte, sie von ihrer thörichten Leidenschaft zu heilen. Sie mahlte ihr das Lächerliche und Abscheuwürdige ihrer Liebe so lebhaft, unterstüzte dies Gemählde mit so vernünftigen Gründen, zeichnete ihr den Feldmar-

schall

schaft Herrn von Hauchwiz so vortheilhaft, daß sie sich endlich entschloß, ihn zum Gemahl zu wählen. Frau von Frese brachte den beiden Kuhrfürstinnen diese Nachricht, und erwekte ihnen dadurch eine lebhaftere Freude, als sie über die Nachricht eines Sieges, welchen der Kuhrfürst erfochten, würden empfunden haben.

Die Kuhrfürstin Mutter trug die Kosten der Hochzeit, und überhäufte die Braut mit Geschenken und Schmeicheleien. Einige Tage darauf führte Herr von Hauchwiz seine Gemahlin nach Wittenberg. Er war Gouverneur von dieser Stadt. Mit der Zeit gewann er durch seine zärtliche Aufmerksamkeit seiner Gemahlin Freundschaft, und machte sie des Kuhrfürsten vergessen.

Leztrer kam bald nach ihrer Abreise nach Dresden zurük. Der Gram stand auf seinem Gesichte gemahlt. Er machte den Kuhrfürstinnen weiter keine Vorwürfe, und die Zeit, die alles in Vergessenheit begräbt, that auch ihm diesen Dienst, und gab seinem Herzen die vorige Freiheit wieder.

Aber nicht auf immer. Es war einmal geſchrieben, daß Auguſts Herz noch nicht von dieſer Leidenſchaft frei bleiben ſollte.

Eine junge Schönheit, aus dem tiefſten Norden, mußt' es ihm von neuem entführen, und ihn in Unruhen verſezen, die er nie ſo peinlich gefühlt hatte. Dies war die Gräfin Aurora von Königsmark, die mit einer edlen Geburt, einen feinen Verſtand, und alle erdenkliche Reize verband. Ihre Taille war von den mittlern, aber eine edle Geſchmeidigkeit wehte darin. Ihre Geſichtszüge waren ſo fein, ſo vollendet regelmäſſig, daß man ihres gleichen vergeblich ſuchte. Ihre ſchönen, kräftig und dicht in einander gereiheten Zähne, überblendeten die Weiſſe der Perlen. Ihr ſchwarzes, lebendiges Auge glühte von Feuer und Zärtlichkeit. Ihr ſchwarzes Haar hob die Schönheit ihres Teints, auf welchen die Natur einen hellen, feinen, lebendigen Karmin gelegt hatte, unbeſchreiblich. Ihr Hals, Arm und Hand war von einer Weiſſe, die ihr Juno beneidet hätte — kurz, die Natur ſchien ſich erſchöpft zu haben, um ſie zu bilden. Mit allen

diesen körperlichen Vollkommenheiten verband sie viel Geschmeidigkeit im Umgange; ein herzerobberndes Wesen; muntern Scherz; feine Satyre; glüklichen treffenden Wiz; einen lebhaften, darstellenden Pinsel, alle Arten von Karakteren oder Lächerlichkeiten nach dem Leben zu zeichnen; sonderbare Ideen, die sie eben so sonderbar vortrug; eine beispiellose Grosmuth und Uneigennüzigkeit; ein wohlwollendes, fühlendes Herz, das immer bereit war zu helfen, nimmer zu schaden; Rachsucht kannte sie nicht; Beleidigungen vergaß und verachtete sie; sie war bescheiden, ohne Stolz, und von ihren ausserordentlichen Vollkommenheiten nicht im mindesten eingenommen. Sie sprach Französisch, Italiennisch, Teutsch, wie ihre Muttersprache; selbst Lateinisch verstand sie; und machte artige Verse. Sie liebte Musik, Schauspiele, Pracht und Vergnügungen; sie zeichnete meisterhaft; wußte Geschichte und Geograzhie; hatte Kenntniß des Alterthums, und war in den schönen Wissenschaften bewandert. Kein Wunder, wenn sie mit allen diesen Vollkommenheiten Friedrich August's Herz eroberte. Er liebte sie

beim

beim erſten Anblik, und als ihn ſeine Flatterhaftigkeit nachher zum Bruch mit ihr zwang, ſchäzt' er ſie immer noch hoch; ſie war die einzige ſeiner Mätreſſen, für die er eine immerwährende Achtung behielt.

Sie war mit ihren beiden Schweſtern, den Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steinbok aus Schweden nach Teutſchland gekommen, um die Hinterlaſſenſchaft ihres einzigen Bruders zu heben, der in Hannover geſtorben war. Er hatte beträchtliche Summen in die Handlung der Gebrüder Laſtrop, Kaufleute in Hamburg, niedergelegt. Als man aber ſein Pult öfnete, fand man keine weitere Dokumente darüber, als was er ſeinen Schweſtern mündlich und ſchriftlich davon geſagt hatte. Als er tod war, foderten dieſe die Kapitalien zurük; aber die Gebrüder Laſtrop, die erfahren hatten, daß ſie weiter keine Beweiſe darüber hätten, erwiederten: ſie hätten weiter nichts von ihm, als eine Garnitur Diamanten, vierzig tauſend Thaler an Werth. Sie erboten ſich, dieſe den Gräfinnen auszuliefern, wenn ſie ihnen den Tod ihres Bruders, und daß er ohne

Testament gestorben sei, dokumentirten. Einer ihrer Handlungsdiener verrieth sie, und hinterbrachte den Gräfinnen, daß seine Prinzipale 400,000 Thaler vom Grafen von Königsmark in Händen hätten. Sie wandten sich an den Rath von Hamburg; aber der Kredit, worin die Brüder Lastrop standen, unterdrükte die gerechte Sache. Die Gräfinnen unternahmen es aus guten Gründen nicht, sich von der Direktion des Niedersächsischen Kreises Recht zu verschaffen; sondern gingen nach Dresden, um des Kuhrfürsten Beistand zu erflehen. Sie hatten viel Empfehlungsschreiben vom Dänischen Hofe an die Kuhrfürstin Mutter; und sie wurden von ihr mit ausserordentlicher Freude empfangen. Sie schäzte die Verdienste der drei Schwestern; sah' aber leicht ein, daß Aurora die jüngste, den Vorzug verdiente. Sie faßte zu ihr, eben so wie die junge Kuhrfürstin, eine Freundschaft, die man Zärtlichkeit nennen konnte.

Der Kuhrfürst war grade auf der Leipziger Messe, als die drei Gräfinnen nach Dresden kamen. Auf seiner Rükreise hielt er sich in der

Gegend

Gegend von Meiſſen auf, und ſagte; ſo, daß faſt ein ganzer Monat hinaing, eh ihm die Gräfinnen ihre Klagen vortragen konnten. Als er nach Dresden zurükkam, ſtellte ſie ihm die Kuhrfürſtin Mutter vor.

„Hier ſind drei Schweſtern aus dem Hauſe Königsmark — ſazte ſie — Sie kommen, um bei Dir Schuz und Hülfe zu ſuchen. Ihre Verdienſte und Geburt machen ſie deſſen würdig. Ich vereinige meine Bitten mit den ihrigen, und bitte Dich, daß Du alles anwendeſt, um ihre Foderungen durchzuſezen!“

Der Kuhrfürſt erſtaunte über die Schönheit der Gräfinnen. Aber ſeine Augen hefteten ſich bald ausſchlieſſend auf Auroren. Er wandte ſich mit ſeinem Gruß zuerſt an ſie. Darum nahm ſie das Wort für ſich und ihre Schweſtern.

„Ew. Durchlaucht ſehn hier drei Schweſtern des Grafen von Königsmark — ſagte ſie — der das Glük gehabt hat, Sie auf einem Theil Ihrer Reiſen zu begleiten. Wir ſind gekommen, um bei Ew. Durchlaucht Unterſtüzung wider die Gebrüder Laſtrop, Kaufleute in Hamburg, zu

ſuchen. Sie wollen die Kapitalien, die unſer Bruder in ihre Handlung gegeben, nicht eingeſtehn und auszahlen. — Ew. Durchlaucht Güte und Menſchenfreundlichkeit verbreitet ſich auf alles, was um Ihnen iſt: Sie wiſſen nicht, was das heißt: dem Hülfsbedürftigen eine Bitte abſchlagen — haben wir nicht Grund, unſre größte Hofnung darauf zu ſetzen, da wir aus der entfernteſten Weltgegend kommen, Sie um Hülfe zu flehn?“

Seyn Sie überzeugt, Gräfin — erwiederte der Kuhrfürſt — daß ich Ihnen Gerechtigkeit verſchaffen will. Und ſollt' ich das Unglük haben, und nichts ausrichten, ſo will ich den Schaden wieder gut machen, den Ihnen der Hamburger Rath zufügt. — Ich bitte Sie, bis die Sache ausgemacht iſt, mit ihren Schweſtern an meinem Hofe zu bleiben. Sie ſollen mit aller der Aufmerkſamkeit bedient werden, die Ihren Verdienſten angemeſſen iſt, und mein Beiſpiel ſoll meine Hofleute belehren, wie ſie ſich gegen Sie zu betragen haben!“

Die

Die Ankunft der jungen Kuhrfürstin machte dieſer ſeparaten Unterhaltung ein Ende. Der Kuhrfürſt ſagte den Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock noch einige Verbindlichkeiten, und die Konverſazion ward allgemein. Alles bewunderte den feinen Verſtand Aurorens; um ihr herum ſchollen nichts als Lobeserhebungen. Sie nahm ſie mit ſolch einer edlen Beſcheidenheit auf, daß es ſchien, als wenn ſie dieſelben nicht verſtände. Der Kuhrfürſt ſelbſt war ſo von ihrer Schönheit und ihrer reizenden Sittſamkeit, die über ihr Ganzes webte, hingeriſſen, daß er von dieſen Augenblik an, eine feurige Liebe zu ihr faßte.

Seine Ungeduld, ihr ſeine Liebe zu erklären, war aufs äuſſerſte gespannt. Gleich den folgenden Tag beſuchte er die Gräfinnen; aber er hatte keine Gelegenheit, mit der Gräfin Aurora allein zu ſprechen, ihre Schweſtern waren die ganze Zeit gegenwärtig. Aber ſeine Augen ſprachen vernehmlich genug, und Aurora bemerkte den Eindruk, welchen ſie auf das Herz des Kuhrfürſten gemacht hatte. Ihre Schweſtern wurden

es eben so gut inne, und zogen Auroren damit auf, als sich der Kuhrfürst entfernt hatte.

„Man vergleicht uns hier den drei Grazien — sagte die Gräfin von Steinbok scherzend — und die Vergleichung paßt so uneben nicht. Aber wir suchen hier nicht den Preis der Schönheit; und der Paris, der hier darüber entscheidet, hätte wenigstens so lange warten sollen, bis wir ihn um sein Urtheil gebeten hätten!“

Aurora konnte diesen spaßhaften Seitenhieb ihrer Schwester nicht anhören, ohne zu erröthen. Sie schlug die Augen nieder und sagte kein Wort.

„Du wirst roth, Schwester? — fuhr die Gräfin von Steinbok in eben diesem Ton fort — Du bist weit bescheidner als Venus; Du triumphirst über Deinen Sieg nicht. Aber wenn Du euch stolz drauf würdest, glaub nicht, daß unsre Löwenhaupt und ich, uns so darüber erbossen, als ehemals die beiden Göttinnen!“

Nein gewiß nicht, liebe Aurore! nahm die Gräfin Löwenhaupt das Wort — Ich versichre Dich, daß ich's nicht wage, mit Dir in Schönheit zu wetteifern. Und wenn mir ein Paris

den

den Apfel reichte, würde ich keine ſchlechte Meinung von ſeinem Geſchmak faſſen.

Ich bitt' Euch, liebe Schweſtern — erwiederte Aurore — laßt die Allegorie, und erklärt Euch deutlicher. Was hab' ich Euch gethan, daß Ihr wider mich zu Felde zieht. Was meint Ihr denn für einen Parto? Welche Eroberung ſoll ich denn gemacht haben?

Wie, Aurore — ſagte die Löwenhaupt — iſt dirs noch nicht genug, daß wir Dir ohne Eiferſucht das Feld räumen? Wir ſollen Dir auch noch den Ritter nennen, der Dir ſo ſichtbar den Vorzug vor uns gegeben hat. — Nein, Schweſterchen, ſo weit geht unſre Gutherzigkeit nicht. Wir könnten ihn nicht nennen, ohne ihn zu loben, und es iſt nicht Mode, daß man Leute lobt, die uns demüthigen. —

Wahrhaftig, ich werde böſe! — unterbrach Aurora ſie etwas hizig — Ich muß vergeſſen, daß Ihr älter ſeid, wie ich, und Euch den Mund verbieten. —

Wenn Du böſe wirſt, Schweſterchen — ſagte die Gräfin Steinbok — ſo müſſen wir freilich

ſchweigen — aber doch wirſt Du uns nicht verbieten können, zu denken, daß Du den Vorzug, den Dir der Kuhrfürſt zugeſtanden hat, ſo gut bemerkt haſt, wie wir —

Ich wüßte nicht, woran — erwiederte Aurora — der Kuhrfürſt hat uns alle gleich verbindlich empfangen.

Richtig — ſagte die Gräfin Löwenhaupt — aber er hat uns nicht ſo angeblikt, wie Dich!

Ihr habt die Gabe, feiner zu bemerken, als ich! — ſagte Aurora mit einer Miene, die andeutete, daß ihr dieſe Konverſazion nicht das größte Vergnügen machte. — Und das iſt ganz natürlich, da ihr unter Euren Männern, die vorher Eure Liebhaber waren, die Augenſprache ſtudirt habt. — Aber ich habe noch nie geliebt, und ich kann nicht eher wiſſen, ob mich jemand liebt, bis er mir's ſagt!"

Ein Beſuch unterbrach dieſen kleinen Wortwechſel. Sie gingen den Abend zur Kuhrfürſtin Mutter. Der Kuhrfürſt erſchien auch; ſagte den Kuhrfürſtinnen ein paar Worte, und wandte ſich darauf

darauf an die Gräfin von Königsmark. Das Feuer ſeiner Leidenſchaft brach durch.

„Ich weiß nicht — fing er an — ob Sie mein Geſtändniß beleidigen wird. — — Ihre Reize haben mich gefeſſelt. Für Sie leb' ich, für Sie athm' ich! Ich wäre der unglücklichſte Mann, wenn meine zärtlichſte Ehrfurcht, Sorgfalt und aufrichtige Huldigung Ihnen unangenehm ſeyn könnten. —

Als ich an Ew. Durchlaucht Hof kam, erwiederte ſie, glaub' ich, daß mir Ihre Großmuth nur Lob und Dankbarkeit erpreſſen würde; ich dachte nicht, daß ich über Ihre auſſerordentliche Güte würde erröthen müſſen. Ich bitte Ew. Durchlaucht unterthänigſt, mich mit dergleichen verbindlichen Ausdrücken nicht zu beſchämen; ſie könnten meiner innigen Dankbarkeit und der tiefen Ehrfurcht, die ich für Ew. Durchlaucht fühle, Abbruch thun.

Mit dieſen Worten rief ſie die Gräfin von Löwenhaupt, die nicht weit von ihr ſtand, und ſagte: Se. Durchlaucht erkundigen ſich bei mir

nach

nach dem Zustand des Schwedischen Hofs: Du kannst besser auf Ihre Fragen antworten, als ich.

Die Verwirrung des Kuhrfürsten geht über alle Beschreibung. Um sie gut und schlecht zu verbergen, that er zwei oder drei Fragen an die Gräfinn Löwenhaupt und entfernte sich.

Als er auf seinem Zimmer mit Deichling allein war, schüttete er sein ganzes Herz aus.

„Wenn je ein Mensch zu beklagen war — hub er an — so bin ich's. Ich bete ein undankbares Mädchen an — sie haßt mich — verachtet mich vielleicht. — Und doch fühle ich, daß ich nicht aufhören kann, sie zu lieben!"

Deichling sah, daß des Kuhrfürsten Liebe nicht heftiger seyn konnte; er suchte ihn ausser Furcht zu setzen, und redete so offen und fein mit ihm, wie es vermöge des Vertrauens konnte, das der Kuhrfürst auf ihn setzte.

Wie können Ew. Durchlaucht gleich verzweifeln — sagt er — wenn ein Mädchen von Geburt sich nicht auf den ersten Schlag ergiebt? — Die Gräfin ist durchaus nicht zu tadeln. Sie hat Ihnen geantwortet, wie es einem Mädchen von

ihrem

ihrem Stande zukömmt. Sie muſte so antworten, wenn ſie mit Ihrer Liebe, auch Ihre Achtung haben wollte. Was würden Sie ſelbſt gedacht haben, wenn ſie ſich gleich beim ersten Sturm ergeben hätte. Sie hätten ſie verachtet, und liebten ſie vielleicht jezt ſchon nicht mehr.

Nein, nein — rief der Kuhfürſt — ich hätte ſie nur feuriger geliebt, wenns möglich wäre. — Gib Dir keine Mühe, die Undankbare zu rechtfertigen — Mittel! Mittel ſuche, wie ich ihr Herz rühren kann.

Nun berathſchlagte ſich Herr und Vertrauter. Das Ende war, daß der Kuhfürſt ſchreiben, und Beichling das Billet aushändigen ſollte.

Den Tag darauf geſchah es. Herr von Beichling verfügte ſich zu den Gräfinnen zu einer Stunde, wo er wuſte, daß die vornehmſten Personen vom Hofe bei ihnen waren. Ihm, als Liebling des Kuhfürſten, — wich jeder, es ward ihm alſo ſehr leicht, zur Gräfin von Rheinemark vorzudringen. Er unterhielt ſie lange mit gleichgültigen Dingen; unvermerkt kam er auf die Parſie. Wir haben ſchon gesagt, daß die

Gedichte Verse liebte, und selbst welche machte. Herr von Reichling war in eben dem Fall; er sagte ihr ein Gedicht aus seiner Fabrik vor, und als er sahe, daß sie ihm mit Vergnügen zuhörte, sagte er: er sterbe vor Verlangen, ihr einige Verse, die er auf die Liebe des Kurfürsten zur Fräulein Lassel gemacht hätte, zu zeigen; aber das könne nur unter vier Augen geschehen. Sie stieg sand sie auf, und begab sich mit ihm in einen Erker. Als er ihr wirklich einige Verse über seinen Gegenstand vorgelesen hatte, nahm er Gelegenheit, ihr von der Liebe des Kurfürsten zu sprechen, und ein so einbrechendes, lebhaftes Gemählde davon zu machen, daß die Gräfin gerührt schien. Herr von Reichling faßte diese günstigen Minuten auf — reichte ihr das Billet. Sie nahm es, schob es in ihre Tasche und sagte: er könne Antwort erwarten. Darauf giengen sie zur Gesellschaft zurück; und einige Augenblicke nachher ging sie in ihr Zimmer, erbrach, und las folgendes Billet:

Wenn Sie meine Verzweiflung sehen könnten, liebenswürdige Gräfin, so bin ich gewiß,

gewiß, daß Ihr gutes Herz, den Haß, den Sie für mich zu hegen scheinen, niederdrücken, und mir Ihr Mitleid nicht versagen würde. Ja, Gräfin, keine Traurigkeit kann gröſſer seyn, als die meinige, daß ich's gewagt habe, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbete. Erlauben Sie, daß ich dies Verbrechen zu Ihren Füſſen büſſen darf; und weil Sie meinen Tod wollen, so versagen Sie mir den lezten armen Troſt nicht: daß ich aus Ihrem Munde mein Urtheil höre. Der Zustand, der mein Herz peinigt, läßt mich nicht mehr sagen. Lassen Sie sich von Beichsling alles erklären. Er ist mein zweites Ich. Sie werden von ihm erfahren, daß mein Leben und Tod in Ihren Händen sind.

Die Standhaftigkeit der Gräfin litt durch dies Billet eine gewaltige Erschütterung. Sie wußte nicht, wozu sie greifen sollte: ob zu Güte, oder zu Gewalt. Endlich trieb sie ihr unvermeidliches Verhängniß wider Willen zu folgender Antwort:

Es kömmt einem armen Mädchen so wenig zu, Grosse der Erde zu richten, daß ich nicht weiß,

„weiß, wie ich mich gegen Ew. Durchlaucht benehmen soll. Es ist nicht so leicht, das, was man hoch achtet, zu verurtheilen; wenn man auch die gröſte Ursach hätte — kann man den Todesausſpruch thun? Urtheilen Ew. Durchlaucht also hieraus, ob ich's kann, da mein Herz von Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Sie durchdrungen ist!

Als das Billet fertig war, kam sie zur Gesellschaft zurük, und gab es dem Herrn von Beichling mit den Worten: Hier sind die Verse, die Sie von mir verlangt haben, aber Sie müssen sie niemand zeigen.

Kaum hatte sie diesen Schritt gethan, als tausend ängstliche Vorstellungen sich ihr aufs Herz warfen. Die Gesellschaft ward ihr zuwider; sie gab Unpäslichkeit vor; ging auf ihr Zimmer, warf sich aufs Bette; dachte über ihr Betragen nach, und machte sich Vorwürfe, die sich die gröſte Verbrecherin nicht bittrer machen konnte.

„Ich bin besiegt — rief sie — von einer Leidenschaft, die wider Willen in mir auflebte, besiegt, beherrscht! Alle meine Entschlieſſungen sind unnüz.

Ach!

Ach! daß ich so schwach war, das Billet anzunehmen und zu beantworten! Wo bekomm' ich nun Kräfte her, meine Zärtlichkeit zu verbergen? Ich muß fort von hier! Fort, nach Schweden zurük! Und wenn sich meine Schwestern widersezen, oder den Grund davon wissen wollen, so sollen sie's erfahren!"

Bei diesem Entschluß blieb sie. Sie brachte den noch übrigen Theil des Tages und die Nacht zu, wider eine Leidenschaft zu kämpfen, deren Meisterin sie nicht mehr war.

Während sie sich so zermarterte, war der Fuhrfürst nicht weniger unruhig. Die Antwort der Gräfin befriedigte ihn nicht. An das Wort Ehrfurcht, am Ende des Billets, stieß er sich. „Sie versteht dadurch die Achtung, die sie meiner Würde schuldig ist — und dieser habe ichs auch wol nur zu danken, daß sie meinen Brief annahm, und ihn so kalt beantwortete!" — Ein paar Minuten nachher ergriff er das Billet wieder, drükt' es entzükt an seine Lippen — denn es kam von der Hand der göttlichen Aurora. Nachdem er sich lange geängstigt hatte, gelangs

am Ende dem Herrn von Beichling, ihn mit dem Verſprechen zu beruhigen, daß er morgen noch einmal zu ihr gehn, und ihm Leben oder Tod mitbringen wolle.

Als die Gräfin Königsmark den folgenden Morgen erfuhr, daß ihre Schweſtern aufgeſtanden waren, ließ ſie dieſelben bitten, in ihr Zimmer zu kommen. Sie ſagte ihnen: die Dresdner Luft bekomme ihr ſo ſchlecht, daß ſie nichts eifriger wünſche, als Rükkehr nach Schweden. Ueberdies wäre auch ihre Gegenwart unnötig, weil der Kuhrfürſt doch weiter nichts thun könne, als beim Kaiſer für ſie ſprechen, damit der Hamburger Rath die Betrügereien der Laſtroppe ahnete.

Die beiden Gräfinnen waren über dieſen Einfall Aurorens äuſſerſt erſtaunt. Sie ſagten: ſie könnten unmöglich glauben, daß die Beſorgniß für ihre Geſundheit ſie aus Dresden triebe; ſie hätte ja bis jezt noch über nichts geklagt. Sie drangen in ſie, ihnen die eigentliche Urſach zu entdeken. „Nicht wahr Aurora — ſagte die Gräfin von Steinbok — wir haben neulich nicht ganz unrecht gehabt. — Du willſt den Nachſtel-

stellungen des Ruhrfürsten aus dem Wege gehn? — Aurora wollte reden; wollte ihnen den ganzen Zustand ihres Herzens entdecken; aber ein Strom von Thränen unterdrükte ihre Stimme, ihre Verwirrung allein mußte für sie sprechen. Ihre Schwestern nahmen einigen Antheil an ihrer Unruhe, und drangen von neuem in sie, ihnen die Ursach ihres Kummers zu entdecken. „O Schwestern, sagte sie, zwingt mich nicht. Ich habe den besten Willen, Euch alles zu gestehn, aber ich vermags nicht. — Bedenkt nur das Einzige, daß es wider alle Klugheit ist, wenn ein Mädchen von meinem Alter, die ganz von sich allein abhängt, sich an diesem Hofe aussezt!“

Die Gräfin Steinbok war von ihrem Zustand innigst gerührt, und war sogleich zur Abreise bereit. „Such Deine Unruh möglichst zu verbergen — sagte sie — wir wollen fort. Wir wollen die Achtung mit uns nehmen, die man hier für uns gefaßt hat!“

Die Gräfin Löwenhaupt sagte zu dem allen kein Wort. Ihr Herz war eben so unruhig, wie das Herz ihrer jüngern Schwester. Sie zitterte

bei dem Gedanken, den Sächsischen Hof zu verlassen. Denn sie hatte mit dem Fürsten von Fürstenberg eine enge Verbindung geknüpft. Dies war nach dem Kuhrfürsten die liebenswürdigste Mannsperson am Hofe; groß und schön gebildet; von edlem Wesen, Feinheit und studirter Galanterie; sein Verstand war hell und durchdringend; er drükte sich ausserordentlich leicht und schön aus, und hatte die Gabe, einem alles zu überreden, was er wollte — ein ganz vollkommner Mann! wenn er aufrichtiger und in der Liebe gewissenhafter gewesen wäre.

Als die Gräfinnen am Hofe erschienen, war Aurora der Gegenstand seiner heissesten Wünsche: aber er war fein genug, um auf den ersten Blik zu sehn, daß ihre Reize den Kuhrfürsten gefesselt hatten. Er war zu sehr Hofmann, um der Nebenbuhler seines Herrn zu werden; die Klugheit hieß ihn, das Feld räumen, und da er grade damals mit keiner Hofdame genau zusammenhing, so hielt er sich an die Gräfin von Löwenhaupt. Sie erkannte seine Reize, und bald war die engste Verbindung unter ihnen geschlossen. Ihre Liebe

kam

kam grade erſt in Schwung, als es Auroren einfiel, nach Schweden zurükzugehn. Sie willigte in die Abreiſe zum Schein eben ſo gern, wie die Gräfin Steinbok; aber im Herzen war ſie feſt entſchloſſen, zu bleiben und auch zu veranſtalten, daß ihre Schweſtern blieben.

Auroren beruhigte dies Verſprechen ihrer Schweſtern zum Theil. Sie ſtand auf und blieb den Tag über im Negligé, als wenn ſie unbas wäre. Die Traurigkeit und Ermattung, die um ihre Augen ſchwebte, gab ihr ein zärtliches, ſchmachtendes Anſehn, das ihren Reizen auſſerordentlich vortheilhaft war.

Den ganzen Tag über ward das Zimmer der Gräfinnen von Beſuch nicht leer. Alles, was am Hofe galant war, fand ſich zu ihnen. — Gegen Abend erſchien der Kuhrfürſt ſelbſt. Als er hereintrat, hatte ſich Aurora eben entfernt, um einen Brief zu ſchreiben. Er glaubte: ſie vermiede ihn — und ward unruhig. Kaum daß er ein Wort mit den Gräfinnen redete. Die Gräfin Löwenhaupt ſah, was in ſeinem Herzen vorging; ſie näherte ſich ihm, und ſagte ganz leiſe:

Man sieht Ew. Durchlaucht; aber man würde Sie nicht fliehen, wenn man Sie hasste!"

Diese Worte rissen den Kuhrfürsten heraus.

Wie Gräfin? — erwiederte er — Wissen Sie meine Leiden?

Quälen Sie sich nicht mit unnöthigen Besorgnissen — sagte die Gräfin — Sie werden geliebt. Glauben Sie mir. Was in meinen Kräften steht, will ich für Sie thun. —

Bei diesen Worten trat Aurora ins Zimmer. Ihre Erscheinung, und die Versicherung, die ihm die Gräfin Löwenhaupt gegeben, mahlte sichtbare Freude in allen seinen Zügen. Jedermann bemerkte es. Aurora, die seine Ankunft nicht wußte, stuzte, schlug errötend die Augen nieder, und machte ihr Kompliment, ohne ihn ansehn zu können.

Sie sind so schön, Gräfin — fing der Kuhrfürst an — daß ich der Nachricht, Sie befänden sich nicht wol, unmöglich trauen kann. Ich glaube, Sie wollten nur das Bedauren Ihrer Freunde auf die Probe stellen. Und wenn das ist, Gräfin, darf ich mich da wol mit unter ihre Anzahl rechnen? Ich glaube, die Unruhe, worin mich der Auf Ihrer Krankheit gesezt hat, verdiente es —

Ich fühle zu lebhaft, was ich Ew. Durchlaucht alles danke — erwiederte die Gräfin — als daß ichs wagen dürfte, Sie meinen Freund zu nennen, Sie, die ich als einen mächtigen Fürsten, und als den Schutzgott meiner Familie verehren muß. Aber doch muß ich Ew. Durchlaucht für die gütige Theilnehmung an meiner Unbäuslichkeit von Herzen danken!"

Alle Anwesende wußten, daß sich der Kuhrfürst gern mit Damen, selbst mit solchen, in die er nicht verliebt war, unter vier Augen unterhielt. Sie entfernten sich aus Ehrfurcht. Der Fürst von Fürstenberg unterhielt die Gräfin von Löwenhaupt, und der Kanzler von Beichling redete mit der Gräfin Steinbok über ihre Streitigkeit mit den Gebrüdern Lastrop.

Die beiden Liebenden machten sich diese Freiheit zu nuze. Der Kuhrfürst drükte sich so stark, so feurig, so unwiderstehlich aus, daß Gräfin Aurora ihrem Entschluß, ihm ihre Zärtlichkeit nicht merken zu lassen, ungetreu ward. Sie sagten sich tausend zärtliche Dinge; und waren gegenseitig darüber entzükt — Das Ende machte

eine feierliche Versichrung: sich ewig zu lieben. — Aurora bat den Kuhrfürsten, ihr Verständniß geheim zu halten, besonders vor der Gräfin von Steinbok, deren strenge Tugend sie fürchtete. Der Kuhrfürst verrieth ihr, was ihm die Gräfin Löwenhaupt vorhin gesagt hatte, und sie beschlossen, sie zur Vertrauten ihrer Liebe zu machen. Endlich schieden sie, gleich entzükt, daß sie ihr Herz leichter gemacht hatten.

Ehe sich der Kuhrfürst entfernte, besprach er sich noch mit der Gräfin von Löwenhaupt, entdekte ihr, wie er mit ihrer Schwester stände, und bat sie, auf seiner Seite zu bleiben, und Auroren dahin zu vermögen, daß sie's zufrieden wäre, wenn er der ganzen Welt kund thäte, daß er sie anbete. Sie versicherte ihn alles möglichen Beistandes, und er entfernte sich, ausser sich vor Vergnügen.

Die Gräfin Löwenhaupt arbeitete so thätig und wirksam zum Vortheil des Kuhrfürsten, daß sie bald alle Furcht, Einwürfe und Skrupel ihrer Schwester hob. Sie that dem Kuhrfürsten die Wirkung ihrer Arbeit kund, und versicherte ihn,

in einer Unterredung, die sie mit ihm hatte, daß er seines Sieges vollkommen gewiß sei; nur wisse sie nicht, wie er Auroren sehn könne, ohne daß es die Gräfin von Steinbok inne würde. Dem Kuhrfürsten fehlt' es bei Liebeshändeln nie an glüklichen Einfällen und Mitteln, zu seinem Zwek zu gelangen — er sagte: man müsse sie bewegen, daß sie ihren Schwestern eine Spazierfahrt nach Morizburg bewilligte. Hier würde er der Gräfin Aurora ein Zimmer geben, wo er sich mit ihr unterhalten könnte, ohne daß die Gräfin Steinbok etwas davon bemerkte. Die Gräfin Löwenhaupt billigte diesen Vorschlag. Sie redete mit Auroren davon; diese machte Anfangs Schwierigkeiten; aber endlich gab sie den Vorstellungen ihrer Schwester, und den Bitten des Kuhrfürsten nach, der sie grade überraschte, als sie sich von der Reise nach Morizburg unterhielten.

Nie war der Kuhrfürst so vergnügt, als jezt, wo er die Einwilligung seiner Schöne erhielt. Bei eben dieser Unterredung schwuren sie sich ewige Lieb' und Treue; und die Unterhaltung der Grä-

in Aurora entzükte den Kuhrfürsten in dem Grade, daß er nicht satt werden konnte, ihr seine zärtlichen Neigungen zu erklären und feurig zu bekräftigen. Sie schieden. Ein zärtliches Lebewohl von der Gräfin Aurora machte ihn vor Liebe trunken.

Die Gräfin Steinbok mißbilligt' es sehr, daß ihre Schwestern dem Kuhrfürsten eine Lustfahrt zugesagt, bei welcher sich die Kuhrfürstinnen nicht befänden, und die sie deshalb in den Augen dieser Damen sehr herabsezen müßte. „So lange ich glaubte, Aurora, — sagte sie — daß Du die Leidenschaft des Kuhrfürsten mit der Kälte ansähest, wie sie Deine Geburt und Tugend erfordert, hab' ich Dir nichts gesagt; ich verließ mich auf Deine Klugheit; aber jezt, da ich sehe, daß Du die Strenge ablegst, die Du vorher gegen ihn übtest, ist's meine Pflicht, Dich vor den Abgrund zu warnen, an welchem Du stehest. Du hast Deinen freien Willen; ich habe keine Macht über Dich; aber die Tugend, Aurora, die Tugend hat sie; ich beschwöre Dich: widersteh ihren Regungen nicht! Bedenke, was Du Dir selbst schuldig bist,

und daß Du jene vortheilhafte Begriffe, die man ſich mit Recht von Dir gemacht hat, nicht verlieren darfſt. — Faſſe Muth, Schweſter, ſei Meiſterin Deines Willens; folge mir nach Schweden. Fürchte Dich nicht — es iſt freilich ein harter Schritt; aber ſo ſchrecklich er Dir auch Anfangs ſcheinen möchte, ſo wird er Dir doch in der Folge ſüſſer werden, als die mißliche Lage einer Mätreſſe.

Aurora brach in Thränen aus. Sie antwortete der Gräfin Steinbok nicht, ſondern umarmte ſie zärtlich, und verſchloß ſich in ihr Zimmer. Die Gräfin von Löwenhaupt folgte ihr, und es gelang dieſer gefährlichen Schweſter, alle die Regungen von Tugend zu unterdrücken, die die Vorſtellungen der Gräfin von Steinbok in ihr lebendig gemacht hatten. Sie mahlte ihr den Kuhrfürſten vor Liebe brennend, und achtungsvoll; ſchilderte ſeine Verzweiflung, wenn ſie ihn verlieſſe, und ſeine gerechte Urſach zum Verdruß, wenn ſie nun nicht Wort hielte, da ſie ihm ſo gewiß verſprochen, mit nach Morizburg zu reiſen. „Dies iſt eine Gefälligkeit — ſagte ſie —

die

die wir ihm für die Groſsmuth, mit welcher er ſich für uns intereſſirt, ſchuldig ſind. Unſre Steinbok muſs doch daran gar nicht denken, ſonſt würde ſie uns nicht davon abzuhalten ſuchen.

Gräfin Aurora, die nicht mehr Meiſterin ihres Willens war, widerſtand ihren Vorſtellungen ſehr ſchwach, und willigte endlich, mit nach Morizburg zu gehn.

Die Gräfin Steinbok betrübte ſich, als ſie den Entſchluſs ihrer Schweſter vernahm, und als ſie denſelben nicht wankend machen konnte, gab ſie Unpäſslichkeit vor, und reiſ'te nicht mit.

Ehe der Kuhrfürſt nach Morizburg abging, ſandt' er der Gräfin von Königsmark einen auſſerordentlich prächtigen Anzug, und eine ausgeſuchte Garnitur der koſtbarſten Diamanten. Die Gräfinnen von Steinbok und von Löwenhaupt wurden nicht vergeſſen, auch ſie bekamen prächtige Geſchenke, obgleich nicht ſo anſehnlich, wie die für ihre Schweſter.

Aurora und ihre Schweſter Löwenhaupt, von den ſchönſten Damen des Hofs, die alle wie

Ama-

Amazonen gekleidet waren, begleitet, fuhren nicht lange nach dem Kuhrfürſten ab.

Es waren ihnen zu Ehren auſſerordentliche Vergnügungen veranſtaltet. — Sobald ſie in den Wald vor Merizburg kamen, ſtellte ſich ihnen ein prächtiger Pallaſt dar. Ihre Karoſſe hielt an, um ſie die Pracht dieſes Werks bewundern zu laſſen — plözlich öfnete ſich das Thor! Diane von ihren Nymphen begleitet, ſchwebte daher. Sie redete die Gräfin Aurora mit einer Anſpielung auf ihren Namen, als die Göttin mit Roſenfingern an, und lud ſie ein, die Huldigungen der Waldgottheiten anzunehmen.

Die Damen ſtiegen aus, und wurden von Dianen in einen Saal geführt, der eine Folge von Gemählden enthielt, welche die Thaten dieſer Göttin vorſtellten. Der Tod des zärtlichen Endymion, und die Beſtrafung des verwegenen Aktäon, waren mit unendlicher Kunſt gemahlt. Diana befahl ihren Nymphen, Auroren und ihr Gefolge zu bewirthen — ſogleich öfnete ſich der Boden, und eine Tafel mit den auserleſenſten, leckerhafteſten Gerichten ſtig langſam aus der

Erde

Erde herauf. Als sich die Damen gesetzt hatten, scholl eine Musik von Hautbois, Pfeifen, Hörnern und Schalmeien. — Pan erschien, von Faunen und andern Waldgöttern begleitet — Dies war der Kuhrfürst mit den schönsten Mannspersonen seines Hofes. Diana, die von der Frau von Beichling vorgestellt ward, bat den Pan, sich an die Seite der schönen Aurora zu setzen. — Wie viel artige Sachen sagte ihr der Gott nicht! Wie aufmerksam war er, sie zu bedienen! Mit wie viel Sorgfalt er ihr zu gefallen strebte! Wie feurig er sie seiner Liebe versicherte! — Tausendmal sagten sie gegenseitig: Wie schön, wie reizend Sie sind! — Wie zärtlich ich Sie liebe! Ewig, ewig will ich Sie lieben!

Sobald das Mahl genommen war, hörte man ein Getöse von Hunden und Jagdhörnern. Die Damen liefen ans Fenster, und erblikten einen Hirsch, der von den Jägern verfolgt ward. Sie wünschten, der Jagd folgen zu können; sogleich waren Pferde und Jagdschäfen für diejenigen, die nicht reiten konnten, bei der Hand. Der Hirsch, der rundum eingeschlossen war, stürzte sich in den

grossen

groſſen Schloßtrich. Die Hunde hinterdrein. Die Damen fanden am Ufer Gondeln, die ſie auf eine Inſel, mitten im Teich überführten. Sie ſahn den Hirſch ſterben, und ihm das Jagdrecht geben.

An dem einen Ende der Inſel war ein prächtiges Türkiſches Zelt aufgeſchlagen. Sie traten hinein, und fanden alle Möbel in Türkiſchem Geſchmak. Als ſie noch die Pracht und Schönheit derſelben bewunderten, erſchienen vier und zwanzig junge Türken, die ihnen in groſſen ſilbernen Körben alle Arten von Erfriſchungen darboten. Einige Augenblicke darauf kamen aus einem andern Zelte die vornehmſten Bedienten des Serails. Der Groſsherr erſchien in ihrer Mitte, über und über mit Edelſteinen bedekt. Dies war der Kuhrfürſt. Er kam zu den Damen; warf der Gräfin von Königsmark ein reich geſtiktes Schnupftuch zu, und ſezte ſich mit ihr auf ein Sopha. Den Damen wurden Küſſen hingelegt, und ſogleich erſchienen einige Tänzerinnen, die durch ihre Sprünge, Biegſamkeit, und ihre Tänze im Türkiſchen Geſchmak, eine Zeitlang beluſtigten.

Das

Endlich reichte der Kuhrfürſt Auroren die Hand, und führte ſie in ihre Gondel. Er und die Gräfin Löwenhaupt an der Hand des Fürſten von Fürſtenberg, ſtiegen mit ihr hinein, und die übrigen Damen gingen mit ihren Kavaliers in ihre Gondeln. Sie fuhren eine Weile unter ſüſſen Harmonien auf dem Waſſer umher, legten wieder an, und der Kuhrfürſt flog mit Auroren in einen offnen Wagen. Um ſie her wimmelte es von Janitſcharen und Offizieren des Serails. Die Damen folgten in mehrern Karoſſen nach, und ſo kamen ſie auf das Schloß Morizburg.

Der Kuhrfürſt führte die Gräfin in das Zimmer, das für ſie beſtimmt war. Die Möbel deſſelben waren auſſerordentlich prächtig. Beſonders das Bette vom feinſten Geſchmak. Die Vorhänge waren carmeſinfarbner Damaſt mit Silber geſtikt. Man ſahe auf denſelben in verſchiedenen Feldern, die Liebe der Aurora und des Tithon. Kleine Liebesgötter hielten die Vorhänge, und ſchienen Roſen, Mohnblüten und Anemonen über das ſüſſe Bette zu ſtreuen.

„Hier,

„Hier, Gräfin — sagte der Kuhrfürst — sind Sie unumschränkte Herrscherin; und so ein unüberwindlicher, mächtiger Großtürk ich bin — hier bin ich Ihr Sklav!“

O, erwiederte die Gräfin, unter was für Gestalt und Stand Sie sich auch darstellen — Sie sind mir immer theuer!

Der Kuhrfürst küßte ihr die Hand und ließ sie allein, damit sie Zeit bekäme, sich umzukleiden. Auch er that es. Aurora legte das Kleid an, welches ihr der Kuhrfürst geschikt hatte, und nie war sie reizender! Der Kuhrfürst kleidete sich seiner Seits mit der Sorgfalt eines Mannes, der gefallen will. Sein Kleid war um und um mit Diamanten und Perlen besezt. Als er erfuhr, daß die Gräfin angekleidet war, ging er zu ihr, und dankt' ihr verbindlichst, für die Sorgfalt, mit welcher sie sich gekleidet. Er führte sie in die Komödie, wo Psyche gegeben ward.

Nach der Komödie war Souper. Als sich Aurora an die Tafel sezte, fand sie auf ihrer Assiette einen Strauß von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen, welcher andeutete, daß

die Königin des Balls sei, der nach der Tafel gegeben werden sollte. — Und sie eröfneten ihn wirklich mit dem Kuhrfürsten. Alles blikte und staunte das edle Paar an; man konnte sich nicht satt sehn, nicht satt wundern! Alle Damen wünschten sich einen Liebhaber, wie der Kuhrfürst, und alle Herren eine Geliebte, wie die Gräfin Aurora.

Dieser feierliche Tag endete sich, wie er angefangen hatte, zur Zufriedenheit der Liebenden.

Sie verschwanden vom Tanzsaal — aber niemand that, als wenn er es bemerkt hätte, denn niemand zweifelte daran, daß sie nicht allein zu seyn wünschten. — Und nun genoß der Kuhrfürst das süßeste irrdische Vergnügen mit seiner Aurora in aller Fülle. Sie gab ihm die thätigsten Beweise ihrer Zärtlichkeit.

Funfzehn Tage hindurch, folgten auf dies Fest, Spiele auf Spiele, Lustbarkeiten auf Lustbarkeiten.

Unterdessen faßte die Gräfin von Steinbok, in Unwillen über die Aufführung ihrer Schwestern, den Entschluß, von Dresden abzureisen. Sie sagte: sie habe gemessene Vorschrift von ihrem Manne, nach

Schwe-

Schweden zurükzukommen. Aber die Kuhrfürstinnen sahen die eigentliche Triebfeder ihrer Abreise wol ein, und schäzten sie um so mehr. Sie schrieb an den Kuhrfürsten, und dankt' ihm, ohne ihre Schwestern zu erwähnen, für seine Güt' und Gnade.

Er befürchtete, Auroren mit der Nachricht von der Abreise ihrer Schweser zu erschrecken; deshalb verbarg er ihr die Abreise derselben. Er sezte sich zu Pferde, und jagte nach Dresden, um sie von ihrem Entschluß abzubringen; aber er kam zu spät, sie war den Morgen in aller Frühe abgereis't. Er ward so mismüthig darüber, daß er vergaß, zu den Kuhrfürstinnen zu gehn, und sogleich nach Morizburg zurükkehrte. Die Kuhrfürstinnen waren über diese Gleichgültigkeit äusserst aufgebracht; die junge weinte unaufhörlich, und die Kuhrfürstin Mutter betheuerte, daß sie sich nicht länger ähnlichen Beleidigungen aussezen, sondern auf das Schloß Lichtenberg, ihren Witwensiz, begeben wolle. Sie stellte wirklich Ordre, daß alles zu ihrer Abreise in Bereitschaft gesezt würde.

Die Gräfin Königsmark war über die Abreise ihrer Schwester äuſserſt betrübt, und ward es noch mehr, als ſie das Betragen des Kuhrfürſten gegen ſeine Gemahlin und Mutter vernahm. Sie machte ihm Vorwürfe darüber, und ſagte: die ſtärkſte Verſichrung ſeiner Liebe könne er ihr dadurch geben, wenn er die Achtung, die er den Verdienſten ſeiner Gemahlin ſchuldig ſei, ſtreng beibehielte; thäte er's nicht, ſo mache ſie's wie ihre Schweſter Steinbok. Sie drang in ihn, nach Dresden zurük zu gehn, um den Verdruß der Kuhrfürſtin nicht aufs äuſſerſte zu treiben. Ich will nicht — ſezte ſie hinzu — daß die gute Fürſtin meinetwegen das Vergnügen Ihres Umgangs entbehren ſoll. —

Als man nachher der Kuhrfürſtin dieſe Aeuſſerung hinterbrachte, vermehrte ſich ihre Achtung für Auroren um ein Groſſes. Und wirklich machte ſie ſich dieſer Achtung nicht unwerth. Sie hat immer die unumſchränkteſte Ehrfurcht für ſie gezeigt, und ſtatt den Kuhrfürſten ganz von ihr abzuziehn, wie jede andre in ihrer Stelle würde gethan haben, ſtellte ſie ihm oft vor: der Verluſt,

den

den die Kuhrfürſtin an ſeinem Herzen erlitten, ſei ſo groß und ſo kränkend, daß er nicht aufmerkſam und thätig genug ſeyn könne, um ihn zum Theil zu erſezen.

Die Kuhrfürſtin erfuhr alles, was ſie zu ihrem Beſten ſagte und that, wieder, und entſchlug ſich ganz der Eiferſucht, daß die Gräfin ihrem Gemahl lieber war. „Es iſt noch mein einziger Troſt — pflegte ſie zu ſagen — daß meine Nebenbuhlerin verdient, es zu ſeyn!“ Und ſelbſt die Kuhrfürſtin Mutter, eine Dame von der ſtrengſten Tugend, konnte die Liebe ihres Sohns zu ſolch einem vollkommnen Mädchen nicht verdammen. Sie und die junge Kuhrfürſtin beſuchten ſie, und gingen ſehr vertraut mit ihr um. Die Herren vom Hofe hatten Ehrfurcht vor ihr, und ſelbſt die Damen konnten ſie nicht haſſen. Ihre beſcheidne Sanftmuth und Feinheit verlieſſen ſie nie; ſie kam mit Güte und Gefälligkeit jedermann entgegen, und half Nothleidenden nach allen Kräften. Ihr Andenken blieb lange lebendig, bei allen, die ſie gekannt hatten.

Sobald der Kuhrfürſt von Moritzburg zurükkam, räumte er Auroren ein eignes Haus ein, und verſah es mit den prächtigſten Möbeln. Einige Zeit darauf verſtanden ſich die Stiftsfrauen von Quedlinburg dazu, ſie zur Aebtiſſin zu wählen. Dies gab ihr Rang und Würde, und von nun an ſpeiſ'te der Kuhrfürſt alle Abend bei ihr, und gab ihr zu Ehren alle Arten von Feten, woran der ganze Hof Theil nehmen konnte. Von allen Seiten kamen Fremde nach Dresden, und kehrten mit Bewunderung und Achtung vor dem Liebhaber und der Geliebte zurük.

Unterdeſſen bekam die Zufriedenheit der Gräfin einen kleinen Stoß durch die Abreiſe ihrer Schweſter, der Gräfin von Löwenhaupt. Dieſe hatte dem Willen ihres Gemahls lange widerſtanden; endlich ſah ſie ſich gezwungen, abzureiſen.

Nun bin ich ganz allein — ſagte Aurora bei dieſer Gelegenheit zum Kuhrfürſten — allem, was mir lieb und theuer iſt, entſag' ich Ihretwegen. — Wie unglüklich würd' ich ſeyn, wenn auch Sie mich nun verlieſſen!

Mein,

Nein, nein — rief der Kuhrfürſt — nie ſoll dies geſchehn. — Fürchten Sie nichts, liebe Gräfin. So lange ich athmen kann, bin ich der Ihrige. Die Reize und Vollkommenheiten, die mich an Sie feſſelten, ſind Ihnen Bürge für meine Treue. Wo ſoll ich jene feine geiſtvolle Unterhaltung wiederfinden, die mich zum glüklichſten Sterblichen macht, wenn ich bei Ihnen bin? — Verſchonen Sie mich mit ſolchen mißtrauiſchen kränkenden Seitenblicken. — Nicht Ihre vollkommenſte Schönheit allein, beſte Gräfin, bet' ich an; auch jene erhabne Seele, jene Geiſtes- und Herzensvollkommenheit und Güte —

O, wie liebenswürdig Sie ſind! Wie vollkommen Sie die Kunſt verſtehn, ein Herz zu beruhigen, das nur fürchtet, weil es zu zärtlich liebt. — O, dieſe Geſinnungen ſind mein Glük, meine Wolluſt. — Ja, Auguſt — ich muß Sie ſo nennen, meine Liebe iſt über allen Zwang erhaben — Ihre Zärtlichkeit iſt mir lieber, als Ihre Macht und Gröſſe. Ihre Geſinnung macht Sie gröſſer, als Ihre Würde. Sie ſind unumſchränkter Herr über mich, über mein Herz, über mein Leben!"

Noch tausend dergleichen zärtliche Süssigkeiten flogen hin und her, und die beiden Liebenden behagten sich so daran, daß sie erst mit Anbruch der Nacht schieden.

Uebrigens wandten sie ihre Zeit so wohl und thätig an, daß Aurora nach neun Monaten mit einem Sohn niederkam. Das lebendigste Ebenbild seines Vaters, dessen Air, Stärke, Betragen und Denkart er in der Folge auch ganz annahm. Der Kurfürst hatte ausserordentliche Freude über diesen Knaben. Er nannte ihn Moriz; zum Andenken des Sieges, den er in Morizburg über seine Mutter davon trug. Nach der Zeit legt' er ihm den Titel: Graf von Sachsen zu — und wer weiß nicht vom Graf Moriz von Sachsen zu erzählen?

Der Kurfürst kam von der Gräfin nicht weg, so lange sie in Wochen lag. Er brachte ganze Tage an ihrem Bette zu. Er bat und beschwor die Aerzte, Sorge für sie zu tragen, und ihre ganze Kunst in Bewegung zu sezen, als es die ersten Tage mißlich mit ihr stand. Aber alle ihre Kunst konnt' es nicht verhindern, daß ihr eine fast

ununter-

ununterbrochne, unangenehme Ausdünstung zurükblieb, die auch die stärksten Riechspirituſſe und Waſſer nicht unterdrücken konnten. Anfangs betrübten ſich die beiden Liebenden darüber; aber beim Kuhrfürſten ward es bald Ekel; er machte ſich nach und nach von der Gräfin los, und lebte bald darauf, als er neue Verbindungen geknüpft hatte, nicht mehr mit ihr auf dem Fuß des Liebhabers. Sonſt beſuchr' er ſie alle Tage, und behielt immer Achtung vor ihr.

Einige Monate nach der Niederkunft der Gräfin, trug ihm der Wiener Hof das Kommando über die Kaiſerliche Armee in Ungarn an. Der Kuhrfürſt, der izt ſchon anfing, ſich aus den Feſſeln der Königsmark zu winden, und überhaupt den Weg zum Ruhm immer dem Wege zum Schlafzimmer eines hübſchen Mädchens oder Weibes vorzog, nahm dies Anerbieten an. Er ging zur Armee ab, und ſtrafte das Vertrauen, welches man auf ſeinen Muth geſezt hatte, nicht Lügen.

Nach Endigung des Feldzuges begab er ſich zum Kaiſer nach Wien. Er ward mit beiden

Händen, und mit aller der Achtung empfangen, die seine Würde und seine Verdienste foderten. — In Wien ward der Ueberwinder der Türken durch Amor überwunden. — Die Gräfin Esterle raubte ihm Herz und Freiheit. Sein Herz, das seinen Augen immer nachflog, stellte sie ihm als das vollkommenste Wesen, als ein Wunder der Welt dar! — Auf einem Ball, den der Römische König, des Kaisers ältester Sohn gab, sah er sie zuerst. Ihr Anblik machte auf ihn solch einen mächtigen Eindruk, daß er, trotz jener Kühnheit gegen Damen, die man ihm nachsagt, stumm und starr dastand. Er wollte mit ihr reden; aber er war in so grosser Verwirrung, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und was er noch über die Lippen zwang, war solch ein verstandloses Galimathias, daß die Gräfin nicht eine Sylbe davon begriffen hätte, wenn sie nicht in der Augensprache bewandert gewesen wäre. Sie sah in seinen Blicken die Zerstörung, die ihre Reize in seinem Innern angerichtet hatte.

Strenge, abschreckende Tugend war ihre Sache nicht. Sie hätt' es nicht ungern gesehn,

wenn

wenn ſich der Kuhrfürſt verſtändlicher ausgedrükt hätte. Um dies zu bewirken, trat ſie abſeit an ein Fenſter. Der Kuhrfürſt folgte ihr. Sie ſprach zu ihm von der Pracht des Feſtins: aber er ſagte kein Wort dazu. Sie glaubte: ihm ſei nicht wol, und reichte ihm Eau de la Reine d'Hongrie —

Gnädiger Herr — ſagte ſie — gnädiger Herr! — nehmen Sie! — Wiſſen Sie nicht, was ich damit will?

Ach — erwiderte er mit einem tiefen Seufzer — Ich ſeh es wol — ich weiß es wol! — Und bin Ihnen unendlich verbunden für Ihre Sorgfalt und Aufmerkſamkeit — Aber Ihr Eifer kann mich nicht heilen; Sie beſitzen andre Arkana — mit dieſen kommen Sie mir zu Hülfe — Sie müſſen mich heilen, Sie ſind Schuld an meiner Krankheit!

Ich weiß nicht — ſagte die Gräfin lächelnd — was Sie für eine Krankheit von mir haben wollen! Ich bin mir nichts Anſteckendes an mir bewußt. — Und noch ſchlimmer — ich verſteh mich nicht auf Medikamente! — Doch, wenn

ich

ich Ihre Krankheit wüßte, wollt' ich meine kleine Wiſſenſchaft anſtrengen, um Ihnen eine Geſundheit wieder zu geben, die ganz Europa theuer und werth ſeyn muß —

O, Gräfin — erwiederte der Kuhrfürſt — mag ſich doch ganz Europa nicht darum bekümmern; wenn Sie nur Theil daran nehmen — ſo bin ich der glüklichſte Sterbliche unter der Sonne! Ja, reizende Gräfin (fuhr er in einer Art von Ekſtaſe fort, die deutlich genug zeigte, wie weit es mit ihm war) meine Krankheit — iſt die lebhafteſte, zärtlichſte Neigung, die ich für Sie fühle. — Nichts, nichts kann mich heilen; aber lindern können Sie meine Pein. — Wenn Sie mir das Leben wiedergeben, ſo iſt es, um es Ihnen ganz zu weihen, um Sie zu bewundern, als die reizendſte Perſon des ganzen Erdbodens, die es ſo ausſchlieſſend verdient. —

Ich hab' es Ew. Durchlaucht ſchon geſagt — unterbrach ihn die Gräfin — daß ich alle Mittel, die mir bekannt ſind, anwenden will, Sie zu heilen. Ich halte zu feſt über mein Verſprechen, und bin meinem Kaiſer zu ergeben, um nicht alles

anzu-

anzuwenden, Ihnen eine Gesundheit wieder zu geben, die ihm so schäzbar seyn muß. — Beruhigen Sie sich damit, und lassen Sie mir Zeit, die Geschichte, Art und Kur Ihrer Krankheit zu studiren — vielleicht bin ich glüklich!

Die Gräfin sprach mit so viel Eifer, daß der Römische König, der zum Kuhrfürsten wollte, ihr auf zwei oder drei Schritt nahe kam, ehe sie's bemerkte. Aber sie ließ sich nicht irre machen, und sagte zum Kuhrfürsten, gleichsam als wenn sie auf eine Frage antwortete: Ja, ich liebe Musik, besonders Gesang.

Der Römische König glaubte wirklich, sie hätten sich davon unterhalten. Er bat den Kuhrfürsten, in einen anstossenden Saal zu treten, wo zu einem prächtigen Souper servirt war. Der Tisch hatte die Form eines Hufeisens; das Innere war leer, und bildete ein Bassin, in dessen Mitte Zephyr und Flora standen, welchen kleine Liebesgötter Blumen reichten. In jeder Ecke des Saals rauschten Kaskaden von wolriechendem Wasser, deren Anblik der Wiederschein von tausend Kerzen, die von krystallenen Leuchtern

gen und Blendern herabstrahlten, unendlich reizend machte. An dem einen Ende des Saals stand ein Theater, auf dessen Vorhang Psyche den Pallast anstaunte, den Amor für sie erbaut hatte. Amoretten umschwebten sie. Nichts war lebendiger, seelenvoller, als die Figur der reizenden Königstochter — sie stand da, wie sie seyn mußte, um Amorn selbst das Herz zu rauben. Sobald der Römische König und seine Gemahlin und der Kuhrfürst sich gesezt hatten, stieg der Vorhang. Der Olymp zeigte sich ihren Blicken, und auf seinem Gipfel, Götterversammlung. Jupiter hielt das Bildniß des Kuhrfürsten empor, und verlangte, daß sie ihm bei seinem Leben noch, als Gott huldigten. Alle Götter nikten und riefen Beifall, und feierten mit Tanz und Gesang Jupiters Entschluß.

Nach dem Souper suchte der ganze Hof Fenster, um ein Feuerwerk abbrennen zu sehn. Darauf folgte ein Ball, und dies prächtige Festin dauerte bis den andern Tag nach Aufgang der Sonne.

Der

Der Kuhrfürſt würde noch mehr Geſchmack daran gefunden haben, wenn er Mittel gewuſt hätte, die abgebrochene Unterhaltung mit der Gräfin Eſterle fortzuſezen. Aber ſie vermied ihn mit der feinſten Sorgfalt. Wenn ſie gleich nicht Willens war, ſich überlange ſuchen zu laſſen, wollte ſie ihm doch auch nicht beim erſten Schlag in die Arme laufen.

Es liefen zwei Tage hin, und der Kuhrfürſt fand keine Gelegenheit, ſie zu ſehn. Am dritten traf er ſie bei der Römiſchen Königin; aber auch izt konnt' er nicht mit ihr zu Worten kommen, weil ſie ſich immer ſehr entfernt hielt. Als endlich der Römiſche König kam, brachte er ein Spiel in Vorſchlag. Die Gräfin ſezte ſich mit, und der Zufall ſezte den Kuhrfürſten an ihre Seite. Er lieſ dieſe Gelegenheit nicht ungenuzt vorbei, und ſagt' ihr einige kl[illegible] Süſſigkeiten ſo kurz, und ſo verſtohlen und leiſe er konnte. Er ſtellte ſich dabei, als nähm' er Tobak, und brachte das Schnupftuch ſehr oft heraus, um den Mund zu verbergen, wenn er mit ihr redete; aber er ſah ſie nicht an, aus Furcht, der Graf von Eſterle,

der

der als dienender Kammerherr hinter des Röm. Königs Stuhl ſtand, möcht' es bemerken. Auf dieſe Art ſagt' er ihr zu wiederholten malen: er bete ſie an, und verlange zur Belohnung nichts, als die Erlaubniß, ihr zu dienen und zu huldigen, wie man Göttinnen dient und huldigt. — Dieſe Uneigennützigkeit verdiente doch wol ein wenig Güte? — Sie that, als wenn ſie ihn nicht verſtände — aber? — der Kuhrfürſt war mit dieſen Erklärungen ſo tief beſchäftigt, daß ihn die Römiſche Königin einigemal anredete, ohne daß ers bemerkte. — Die Gräfin war über die ſchönen Sachen, die er ihr ſagte, auſſer ſich vor Freude; aber ſie erwiederte wenig oder gar nichts, weil ſie befürchten mußte, von der Königin und ihrem Gemahl bemerkt zu werden. Indeſſen gab ihm das Wenige, was ſie ihm ſagte, deutlich genug zu verſtehn, daß es nicht an ihr liege, wenn er nicht ſobald als möglich vollglüklich würde.

Der Kuhrfürſt wollte ſeiner Sache gewiß werden. Er ſchrieb den andern Morgen an ſie, und ſagte ihr alles, was man ſagen kann, wenn feurige Liebe die Feder führt, und wenn man weiß, daß

man nicht gehaßt wird. Seine feine Denkart und auſſerordentliche Lebhaftigkeit, drükte ſich auch in ſeinen Worten ab. Er ſagte alles mit ſo gemähltem, natürlichem, edlem Ausdruk, daß ſein Geiſt eben ſo bezauberte, als ſein Körper. Nichts wünſcht er ſehnlicher, als die Gräfin unter vier Augen zu ſprechen. Er bat ſie, dies ins Werk zu richten, und begleitete dieſe Bitte mit ein paar Geſchenken, vierzig tauſend Gulden an Werth. Der Goldregen Jupiter's machte nicht ſo thätigen, verführeriſchen Eindruk auf Danae'n, als dieſe Geſchenke auf die Gräfin. Alle die Gründe, womit ſie bis jezt ihre Neigung beſtritten hatte, verſchwanden; gegen einen Fürſten von der Großmuth undankbar zu ſeyn, ſchien ihr Kapitalſünde. Sie antwortete ihm in Ausdrücken, die keines Kommentars bedurften, und ſchloß damit, daß ſie ihn dieſen Abend um acht Uhr erwarte.

Der Kuhrfürſt verſäumte die Stunde nicht. Man führte ihn in ein Kabinet, wo alles von Gold flimmerte. Die prächtigſten Gemählde und Spiegel hingen rund herum, und machten einen, wirklich angenehmen Eindruk aufs Auge. Im

Hauptgrube lag auf einem Ruhebettchen von Seidenzeug die Gräfin nachläßig hingegossen. Es schien hier das Zimmer der Liebesgöttin zu seyn.

Die Gräfin war wirklich schön. Ihre schönen blonden Haare schwammen in Locken über ihre Schultern herab; ihr Anzug war Reiz mit Silber; Blumen waren darauf gestift, die mit der Natur wetteiferten. Ein reiner, dichtgeschlungter Perlenputz hob die Schönheit ihres Halses, und ihre Wangen waren mit Lilien und Rosen in reizender Mischung übergossen.

Sie war in äußerster Bewegung, als der Fürst trat. Aus Furcht vielleicht, oder aus Freude, daß er ihr so nahe war. Ihre natürlichen Reize wurden merklich dadurch gehoben. Der Fürst sah sie mit einer Entzückung an, die sich nicht beschreiben kann, ebenso wie das, was von dem an zwischen ihnen vorgieng. Soviel ist gewiß, daß der Fürst mit diesem Besuch sehr zufrieden war, und daß er, als er sie verließ, seine süssesten und besten Augenblicke gewunden, um an sie zu denken.

Er hatte den übrigen Theil der Nacht damit zugebracht, und fing eben an ſanft einzuſchlummern; als ihn der Römiſche König bitten ließ, in ſein Zimmer zu kommen. Er ſprang auf, und verfügte ſich ohne Zeitverluſt zu ihm. Wie erſchrak er, als er den König, den er Abends vorher in vollkommenſter Geſundheit verlaſſen, todtenblaß, kraftlos und wie auſſer ſich, auf ſeinem Bette fand.

Gott! rief er — was iſt das! Was iſt Ew. Maieſtät begegnet?

„Die ſchrecklichſte, fürchterlichſte Begebenheit! — erwiederte der König — Mir wird ein naher Tod gedrohet! Aber noch trauriger iſt es, daß Ihnen noch ein ſchrecklicheres Schikſal gedrohet wird.“ —

Was für ein fürchterlicher Traum hat Sie erſchrekt? — erwiederte der Kuhrfürſt — Sollten Sie ein ſchrekhaftes Vorgefühl von ſo ungewiſſen zukünftigen Dingen gehabt haben?

Setzen Sie ſich, Vetter — fuhr der König fort — und hören Sie zu. Sie werden ſo ſehr erſchrecken, wie ich.

Der Kuhrfürſt ſezte ſich.

Die fürchterlichſte Erſcheinung — fuhr der König fort — die je ein Sterblicher gehabt haben kann, hab' ich gehabt. Zwei Stunden, nachdem ich mich niedergelegt hatte, hört' ich jemand in mein Zimmer kommen. Ich glaubte, es ſei einer meiner Kammerdiener, und ohne die Vorhänge zurükzuziehn, gab ich ihm einen Verweis, daß er mich aufgewekt. Aber, urtheilen Sie von meinem Schrek — plözlich hört' ich ein fürchterliches Kettengeraſſel. Ich blikte durch die Vorhänge, und ſah eine lange weiſſe Geſtalt vor mir, — die hub mit einer hohlen, dumpfen, entſezlichen Stimme alſo an: Joſeph, Du Römiſcher König — ich bin eine Seele, die die Pein des Fegefeuers duldet. Ich komme, von Gott geſandt, um Dir zu ſagen, in was für einen Abgrund Dich Deine Verbindungen mit dem Kuhrfürſt von Sachſen ſtürzen werden. Reiß Dich los von ihm, oder ewige Verdammniß harret Deiner! — Bei dieſen Worten ward das Raſſeln fürchterlicher.

Schrek

Schrek und Angſt raubten mir Bewußtſeyn, Sprache, Gefühl. — Du antworteſt nicht, Joſeph — fuhr der Geiſt fort —, Sollteſt Du verſtokt genug ſeyn, um Dich Gott zu widerſezen? Iſt Dir die Freundſchaft eines Menſchen lieber, als die Gnade deſſen, durch den Du biſt, durch den Du alles haſt? — Wohlan, ich laſſe Dir Zeit zu überlegen! In drei Tagen will ich Antwort, und beſtehſt Du darauf, den Rubrfürſten zum Freund zu haben, ſo wiſſe: Dein Untergang und der ſeinige ſind unvermeidlich! — Mit dieſen Worten verſchwand das Geſpenſt, und ließ mich in der entſezlichſten Unruh zurük. Ich hatte nicht Kräfte genug, um Hülfe zu rufen, und mein Kammerdiener fand mich jezt erſt, vor Schrek auſſer mir. Der Entſchluß, mich zu entſündigen, hat mich ein wenig beruhigt. Ich hoffe Vergebung meiner Sünden zu erhalten. Nur für Sie noch, lieber Vetter, ſteh' ich in Sorgen; darum bitte ich Sie, unſre allerheiligſte Religion anzuneh-

wen, und ſich mit mir das ewige Leben zu verdienen. —

Der Kuhrfürſt hatte den König von Anfang bis zu Ende aufmerkſam zugehört; endlich nahm er das Wort:

Sollten Ew. Majeſtät wirklich gewacht haben? Oder ſollt' es wol nur ein Traum geweſen ſeyn, der einen ſo lebhaften Eindruk zurükgelaſſen?

Der König verſicherte ihn, er habe nicht geſchlafen, und der ganze Verfall ſei zuverläſſig kein Traum geweſen.

Das begreif' ich nicht! — erwiederte der Kuhrfürſt — Denn niemand ſoll mir beweiſen können, daß ein Geiſt gefeſſelt werden und Ketten tragen kann. Und doch kann ich auch nicht glauben, daß es Leute gäbe, die tollkühn genug ſind, um Ew. Majeſtät —

Nein, nein, erwiederte der König — dazu hat es nicht den geringſten Anſchein. Wer ſollte ſich unterſtehn, mich ſo zu äffen?

Und doch — ſagte der Kuhrfürſt — man kann nicht wiſſen! Sie haben Pfaffen um ſich, fruchtbar und ausgelernt in Bübereien! Sie haben viel

Macht

Macht und Einfluß an Ihrem Hofe. Vielleicht glauben sie, daß wir in unsern Unterredungen von Religion sprechen, und daß ich Sie hinter ihre Wege und Maschinerien bringen möchte. — Darf ich Ew. Majestät wol fragen, ob sich Ihr Beichtvater noch nie über die Freundschaft, die Sie für mich hegen, ausgelassen; etwa bedeutend den Kopf geschüttelt, oder Sie wirklich ins Gewissen gegriffen hat?

Der König gestand, er habe ihn mit Verweigerung der Absolution gedroht, wenn er ferner mit ihm umginge.

Wenn dem so ist — sagte der Kuhrfürst — so wollen wir das Gespenst bald entdecken. Darf ich bitten, daß Sie mir freie Hand dabei lassen? Für glüklichen Erfolg steh' ich, wenn Ew. Majestät mir Ihren freundschaftlichen Umgang fernerhin gönnen, und wenn Sie niemanden sagen wollen, daß Sie mir die Geschichte entdekt haben.

Der König versprach's, geheim zu halten, und der Kuhrfürst, um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, verließ ihn nicht. Als es Schlafens Zeit war, ging er in sein Zimmer, ließ sich auskleiden,

bey, kam heraus durch eine verborgene Thür zum König zurük, und legte sich zu ihm.

In der dritten Nacht hörten der König und Kuhrfürst bei hellem Wachen, Ketten rasseln, und eine Stimme begann: Joseph, Du Römischer König — Mehr wollte der Kuhrfürst nicht hören. Er fuhr aus dem Bette, und packte das Gespenst. Jesus Maria! schrie dies, gewaltiger erschrocken, als vorher der Römische König. Es fiel auf die Knie, bat um Gnade, und sagte: er sei ein Priester! Aber der Kuhrfürst hörte auf sein Schreien nicht; ergriff ihn, trug ihn ans Fenster, stürzt' ihn über Hals über Kopf hinaus, und rief: Marsch, ins Fegefeuer zurük, woher Du gekommen bist!

Aber die Gewalt des Gespenstes war noch nicht gebrochen. Ob es gleich sehr hoch fiel, kam's doch mit einem simplen Beinbruch davon. So gern es auch seine Geschichte geheim gehalten hätte, war's ihm doch nicht möglich. Der Schmerz erpreßte ihm ein jämmerliches Geschrei. Es rief Hülfe. Die Wache kam herbei, und erkannte in ihm den Herzensfreund des Königl. Beichtvaters.

Der

Der König war äuſſerſt zornig, daß man gewagt hatte, mit ihm ſo zu ſpielen. Er ſchwur, daß er zu ſeiner Zeit alle Jeſuiten aus ſeinen Staaten vertreiben wolle; als er aber nachher erfuhr, wer aus den Vätern gehandelt hatte, verzieh er ihnen, und verbath, von der Geſchichte zu reden.

Während dies am Hofe vorging, hatte der Kuhrfürſt die Gräfin nicht ſehn können. Weil ſie den Grund davon nicht wußte, glaubte ſie, er ſei ihr untreu geworden. Ihre Ungeduld erlaubte ihr nicht, eine Gelegenheit, ihn zu ſprechen, zu erwarten; ſie ſchrieb an ihn, und bat ihn zu ſich. Er fand ſie in einem prächtigen Deshabille; ihr Kopfzeug, das nur nachläſſig hingeſtülpt war, war nichts deſto weniger galant; das Porträt des Kuhrfürſten trug ſie im Armband. Als er hereintrat, ſaß ſie am Klavier und ſpielte eine melankoliſche Arie. Als ſie ihn erblikte, giengen ihre Augen voll Thränen; ſie blieb unbeweglich in ihrem Lehnſtuhl ſitzen. Der Kuhrfürſt erſtaunte, ſie in dieſem Zuſtand zu ſehn, und fragte nach der Urſach. „Können Sie noch nach

der Ursach meines Kummers fragen? — erwiederte sie mit einem tiefen Seufzer — Sollt' ich nicht weinen bei der Vorstellung, daß mir eine Ueber vielleicht ihre Zärtlichkeit entwendet hat, und daß die Augenblicke, die Sie izt bei mir zubringen, ihr geraubt sind, weil Ihnen Ihr Gewissen sagt: Sie sind sie mir schuldig?"

Der Kuhrfürst war von diesen Vorwürfen sehr gerührt; er warf sich ihr zu Füssen; nahm ihre Hand, schloß sie fest in die seinige, und küßte sie Eines Küssens, wobei er sie feierlich und heilig versicherte: Ihr liebe niemand als sie, sie! „Sie lieben mich — erwiederte sie — und lassen mich drei Tage in völligster Ungewißheit, wie Sie sich befinden?"

Nun erzählte ihr der Kuhrfürst die Geschichte mit dem Römischen König; verband damit die heiligsten Versicherungen ewiger Treu' und Liebe, und machte dadurch die Gräfin wieder guter Laune. — Da sie überhaupt in ihren Leidenschaften sehr heftig war, warf sie sich ihm um den Hals, umschloß, küßte, und nannte ihn tausendmal ihren lieben, ihren anbetungswürdigen

Am

August. Sie konnte ihn unmöglich von sich lassen, und ob er gleich dem Könige versprochen hatte, mit ihm bei seiner Rückreise dem Fräulein Daisi zu helfen, zwang sie ihn, sein Versprechen zu brechen, und bei ihr zum Schlafe zu bleiben. Der Kurfürst willigte unter der Bedingung, daß sie die Nacht mit einander zubrächten. Die Gräfin wußte nicht, was Abschlagen war. Er nahm die Stelle des Grafen ein, der, auf Befehl seiner Aerzte, bei Strafe seiner Gemahlin auf einige Monate meiden mußte.

Unsre Liebenden hatten sich so viel zu sagen, daß der Tag sie überraschte, eh sie ein Auge zugethan hatten. Endlich sanken sie dem Schlummer in den weichen Arm. Es war zehn Uhr des andern Morgens — sie schliefen immer noch, und hätten, allem Anschein nach, noch länger geschlafen, wenn der Graf von Lerie sich nicht die Mühe genommen hätte, sie zu wecken. Er trat ins Schlafzimmer seiner Gemahlin, um mit ihr über eine Sache von Wichtigkeit zu sprechen. Als er es verschlossen fand, öffnete er es ganz leise mit einem Hauptschlüssel, und stellte sich das

Ver-

Vergnügen machen, ſie zu überraſchen. Aber wie ward er ſelbſt überraſcht, als er ſich dem Bette näherte, und den Kuhrfürſten in den Armen, an dem Buſen ſeiner Gemahlin ſanft und ſüß entſchlummert ſah! — Ach Treuloſe — ſchrie er — Dieſer Ausruf ſchrekte das Paar auf. Der Kuhrfürſt fuhr aus dem Bette, ergriff ſeinen Degen, und jagte dem Grafen dadurch ſolch einen Schrek ein, daß er über Hals über Kopf anzog, und die Liebenden in äuſſerſter Verwirrung zurükließ.

Die Gräfin war in Verzweiflung, und wußte nicht, wozu ſie greifen ſollte. Sie fürchtete den Zorn des Grafen. Der Kuhrfürſt fand ihre Beſorgniß gegründet, und dachte auf Mittel, ſie vor Mißhandlung zu ſchüzen. Er fand kein beſſeres, als ſie in das Haus ſeines Reſidenten, das unverlezlichſte Aſylum nach dem Völkerrechte, zu bringen. Die Gräfin machte anfangs Schwürigkeit, dieſe Ausflucht zu ergreifen, aber der Kuhrfürſt ſtellte ihr vor, daß ſie nun nichts mehr zu verlieren hätte, da ihr Verſtändniß dem Mann, der es von allen am wenigſten wiſſen ſollen, bekannt ſei. Sie willigte endlich ein, nahm

ihre

ihre Schatulle mit den Diamanten; warf sich mit dem Kuhrfürsten in eine Miethkutsche, und ward von ihm zu seinem Residenten gebracht, welchem er sie, als das köstlichste Kleinod auf die Seele band.

Während die Gräfin sich mit der Flucht rettete, war ihr Gemahl im Vorzimmer des Kaisers, und posaunte, wie ehemals Vulkan, seine Schande aus. Seine Freunde trösteten ihn und meinten: er habe gar nicht Ursach, so äusserst betrübt zu seyn. Sie zitirten ihm Beispiele aus der alten und neuen Geschichte.

Amphytrion — sagten sie unter andern — war eben so zornig, als er einen andern bei seiner Gemahlin im Bette fand; aber er beruhigte sich, als er erfuhr, daß Jupiter sein Nebenbuhler sei. — Wie unzählich viel Römische Ehemänner haben ihre Gattinnen den Kaisern überlassen. In Frankreich trat Herr von Montespan die seinige Ludwig dem Vierzehnten ab; und wie viel Englische Männer mußten zusehn, wenn König Karl II. ihre Weiber besuchte.

Allen

Alles, was Sie mir da sagen, lieben Freunde — erwiederte der Graf — ist gut, ist recht gut; aber Amphytrion trat sie einem Gott; die andern traten sie ihrem Monarchen ab —

O, sagte der Graf von Martinez, der nachher als Kaiserlicher Gesandte nach Rom ging, wenn's nur daran sich stößt, so nehmen Sie doch Dienste beim Kuhrfürst von Sachsen. Dann kann Ihnen niemand Vorwürfe machen, wenn Sie dem Beispiele jener guten Ehemänner folgen.

Die ganze Gesellschaft, und der Graf selbst fand diesen Rath im völligsten Ernst vortreflich. Er lief in Freude und Herzensangst zum Herrn von Beichling, und bat ihn, ihm beim Kuhrfürsten Dienste zu verschaffen.

Der Kuhrfürst erstaunte nicht wenig, als ihm Beichling das Verlangen des Grafen kund that. Er sagte: er müsse Erscheinungen haben! Aber sein Günstling betheuerte, daß er aus dem Munde des Grafen zu ihm rede. Sogleich schrieb der Kuhrfürst diesen Vorfall der Gräfin. Sie antwortete und bat ihn, ihren Gemahl nicht in seine Dienste zu nehmen, sondern ihm ein Jahrgehalt

zu bewilligen, vorausgesezt, daß er sich die Bedingungen, die sie ihm vorschriebe, gefallen liesse. Als ihr der Kuhrfürst zu wissen that, daß er ihm eine Pension von 24000 Gulden aussezen, und ihr übrigens in dieser Sache freie Hand lassen wollte, schloß sie folgende Traktaten mit ihrem Gemahl.

Erstlich — Er sollte ihr erlauben, daß sie zurükkäme, und nach wie vor ihr Zimmer bewohnte.

Zweitens — Daß er des Vorgefallenen nie und nimmer mit einer Silbe erwähnte.

Drittens — Daß er allen Rechten des Ehemannes auf sie entsagte, und nicht bei ihr wohnte.

Viertens — Daß es ihr frei stünde zu reisen, wenn und wohin sie wollte.

Fünftens — Daß er mit seiner Karosse zum Minister von Gersdorf, Sächsischen Envoye, kommen, sie abholen, und in sein Hotel bringen sollte.

Als Preliminairartikel wollte sie: daß er sie unter den Augen des Herrn und der Frau von Gersdorf um Verzeihung bitten sollte, weil er's gewagt,

gewagt, ſie mit dem Kuhrfürſten zu überraſchen — nur auf die anhaltenden und dringenden Vorſtellungen des Herrn von Beichling ging ſie von dieſer Zoderung ab. Dafür ſezte Leztrer zu den Artikeln noch hinzu: daß der Graf die Kinder, mit welchen ſeine Gemahlin niederkommen könnte, für die ſeinigen erkennen, und daß ſie, ſei's Sohn oder Tochter, den Namen Eſterle tragen ſollten.

Dieſer Traktat würde geſchloſſen, und von beiden Seiten unterzeichnet. Der Kuhrfürſt entdekt' es dem Römiſchen König, der ſich herzlich daran ergezte. Von dieſer Zeit an war die Gräfin Eſterle des Kuhrfürſten Mätreſſe öffentlich!

Der Kuhrfürſt, der Römiſche König, das Fräulein Palſi und die Gräfin Eſterle ſezten oft mit einander. Bei einem ſolchen Mahle war es, als der Römiſche König dem Kuhrfürſten ſchriftlich verſprach, daß, wenn ihm Gott Töchter gäbe, die eine davon dem Kuhrprinz von Sachſen vermählt werden ſollte. — Und kraft dieſes Billets, bekam dieſer Prinz nachher wirklich die älteſte der Erzherzogin, Joſephinen, und ward ſeinem

Mit-

Mitwerber, dem Kuhrfürſten von Bayern vorgezogen.

Als die neue Liebſchaft des Kuhrfürſten in Dreeden bekannt ward, legte die Gräfin Königsmark ſogleich ihre Mätreſſenſchaft nieder. Sie dachte auf Zurükzug; aber auf einen rühmlichen Zurükzug, wie man ihn von einer Perſon ihres Geiſtes und Verſtandes erwarten konnte. Anfangs glaubte man, daß ſie entweder nach Quedlinburg, oder nach Schweden zurükgehn würde; aber man betrog ſich. Sie blieb am Hofe, und ſah den Kuhrfürſten mit ihrer Nebenbuhlerin ruhig ankommen. Dadurch behielt ſie Ehrfurcht genug, um die Hofleute in der gewohnten Achtung zu erhalten. Sie beklagten ſie, und ſahn ihren Fall mit Mißvergnügen an. Sie hatte das Glük — was wol noch keine Mätreſſe gehabt hat — nach ihrem Sturz viel Freunde und keinen Feind zu haben.

Aber die Gräfin Eſterle hatte die Gabe nicht, ſich allgemeine Freundſchaft und Achtung zu erwerben. Sie war ſtolz, rachſüchtig, in Freundſchaft und Liebe nicht aufrichtig; ihrem Intereſſe

mußte alles weichen; sie hatte Liebhaber, wovon sie immer einen dem andern aufopferte, je nachdem es ihr Interesse erfoderte; sie machte erstaunenden Aufwand, und sie hat den Kuhrfürsten von allen seinen Mätressen am meisten gekostet.

Die Kuhrfürstin vernahm ihre Ankunft ohne Murren. Als ihr die Frau von Brandenstein hinterbrachte, daß es der Kuhrfürst gern sehn würde, wenn sie sich die Gräfin Esterle vorstellen liesse, erwiederte sie: Der Kuhrfürst ist Herr, er kann zu mir bringen, wen er will. — Aber wenn sie gleich ihren Verdruß weislich verbarg, beschloß sie doch, nie wieder mit dem Kuhrfürsten in engster Verbindung zu leben. Und dies Gelübde hat sie heilig gehalten. Wenn der Kuhrfürst sich als Gemahl näher an sie schliessen wollte, hatte sie immer Entschuldigungen bei der Hand.

Die Kuhrfürstin Mutter wollte die Gräfin durchaus nicht sehn. Sie schlug es auf eine Art aus, die für die Gräfin äusserst beleidigend, und dem Kuhrfürsten nicht sehr verbindlich war — Jezt setzte sie ihren Entschluß, mit dem sie sich

so

ſo lange beſchäftigt hatte, ins Werk. Sie ging nach Lichtenberg ab; nahm den Kuhrprinz, ihren Enkel, mit, und trug die zärtlichſte Sorgfalt für ſeine Erziehung.

Die Liebe hatte das Herz des Kuhrfürſten immer noch nicht ſo unumſchränkt in ihrer Gewalt, daß er den Ruhm darüber vergeſſen ſollen. Als der König von Pohlen, Johann Sobieski, den Thron verließ, dacht' er darauf, ſeine Stelle einzunehmen. Er hatte mächtige Nebenbuhler; aber an Verdienſten glich er ihnen, und an Macht und Reichthum übertraf er ſie. Er hatte mächtige Anhänger in Polen, unter andern Brebenodorſky'n, den Kaſtellan von Culm, der eine Tochter des Feldmarſchalls Flemming in Dienſten des Kuhrfürſten von Brandenburg, zur Gemahlin hatte. Zu dieſem ſchikt' er den Ritter Flemming, den leiblichen Bruder von deſſen Gemahlin, um ihm ſein Intereſſe empfehlen zu laſſen.

Während Flemming Anſtalten zu ſeiner Abreiſe machte, trat der Kuhrfürſt unter dem Prinzen von Sachſen-Zeiz, Biſchofen von Iwern, zur Katholiſchen Religion über.

Was bei der Königswahl in Polen vorging, ist bekannt. Der Kardinal Raziokowsky, Primas des Reichs, rief den Prinz von Conti, und der Bischoff von Kujavien den Kuhrfürst Friedrich August zum König aus. Lezterer drükte seinen Nebenbuhler nieder.

So bald er sein Wahldiplom in Händen hatte, ging er nach Krakau ab, wo er mit Königlicher Pracht und Glanz gekrönt ward. Die Gräfin Esterle begleitete ihn auf dieser Reise. Die Krönung ihres Liebhabers war für sie gleichsam ein Triumph. Sie sah von einer für sie errichteten Tribune der Feierlichkeit zu, und strahlte und funkelte von Perlen und Diamanten. Man bemerkte, daß der König sie ansah, als er hintrat, um die Krone zu empfangen, und zu opfern, gleichsam als wenn er ihr seinen Weihrauch und sein Herz darbrächte. Der grosse Haufe der versamlenden, äusserst bigotten Polen, war dadurch wenig erbaut, und zweifelte, daß es seinem König mit dem Katholischen Glauben Ernst sei.

Nach der Krönung ging der König mit seiner Mätresse nach Warschau; der Adel, um ihm gefällig

gefällig zu seyn, ehrte ihn in seiner Mätresse sogar, und diese ward so stolz dadurch, daß sie alles, was um sie war, über die Achseln ansah, ihre Günstlinge allein ausgenommen.

Unter die Zahl der leztern gehörte der Ritter Flemming — ein Mann von brennendem Verlangen nach Grösse. Ob ihn gleich der König ältern Offizieren vorgezogen, und zum Feldmarschall erklärt hatte, war ihm dies noch nicht genug. Seine Verwandtin, die Gräfin von Brebentau, rieth ihm, sich an die Gräfin Esterle zu hängen, und, wo möglich, ihre Zärtlichkeit zu gewinnen. Flemming stellte ihr vor, es sei wider die Treue und Dankbarkeit, die er dem König schuldig sei, wenn er ihm das Herz seiner Mätresse zu entreissen suchte; aber sie antwortete: daß Leute, die so gewissenhaft auf Redlichkeit und dergleichen hielten, nie grosses Glük machen könnten. Sie riethe ihm nicht, seinen König zu verrathen, aber ein so grosses Verbrechen wär' es doch nicht, wenn er die Gunst einer Mätresse mit ihm theilte, für welche der König weder Achtung noch Liebe empfände, die er nicht lange mehr lieben, und bald

mit Gleichgültigkeit in den Armen eines Andern sehn würde. Flemming, der von Natur so gewissenhaft nicht war, ließ sich bereden. Er kam mit seinen Wünschen vor die Gräfin, und ward günstig angehört. Sie unternahm es, sein Glük zu machen. Der König machte ihn auf ihre Empfehlung zum General-Lieutenant, zum Staats- und Kabinetsminister, und Großstallmeister von Litthauen, und gewöhnte sich so sehr an sein unterthäniges, sich immer und ewig windendes Betragen, daß er zulezt nicht mehr ohne ihn seyn konnte.

Flemming spielte seine Rolle seiner Seits mit so viel Behutsamkeit und Vorsicht, daß ihn der König nie als seinen Nebenbuhler in Verdacht hatte, und wenn die Gräfin gleichvorsichtig zu Werke gegangen wäre, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich lange in der Gunst des Königs, der das Wilde, Freie und Brausende an seinen Mätressen mehr liebte, als sanfte, bescheidene Schönheit, würde erhalten haben. Aber sie rechnete auf seine Neigung, wie auf ein Besizthum, das ihr niemand nehmen konnte, so fest und gewiß,

wiß, und gab ſich ſo blos, daß der König ihre Untreue inne ward. Indeſſen liebt' er ſie immer noch zu heftig, um ſie zu verſtoſſen, deshalb ſtellt' er ſich, als wiſſe er nichts, bis er ſie endlich mit dem Prinz Wiesnowizky ertappte. Sein Zorn war unmäſſig, und doch machte er ihr keine Vorwürfe, ſondern ſchikte den Herrn von Fizthum zu ihr, und ließ ihr befehlen, in zwei Stunden den Pallaſt, und in vier und zwanzig Warſchau, und ohne Aufenthalt das Land zu räumen.

Berl. Wissensch. Bibliothek Berlin

Sie gehorchte. Als ſie abgereiſt war, traten ihre Feinde herzu, und ſuchten den Kuhrfürſten zu bereden, ihr einen Theil der Diamanten und Koſtbarkeiten, die er ihr geſchenkt, abnehmen zu laſſen. Dies würde ſie mehr kränken, als ſeine Ungnade. Der König ließ ihr im erſten Zorn nachſezen. Man traf ſie zwei Tagereiſen von Warſchau. Ein reitender Trabant foderte ihr im Namen des Königs ihre Schatulle mit Diamanten ab. Sie reichte ſie ihm; ſagte aber: ſie wolle nicht, daß ſie der König in Verdacht haben ſollte, wenn einige daran fehlten, deshalb

wolle ſie das Käſtchen verſiegeln, und den Schlüſſel in einen Brief an ihn beiſchlieſſen. Der Trabant war es zufrieden, denn er glaubte, das ihm ſo genau beſchriebne Käſtchen in Händen zu haben. Sie verſiegelte Käſtchen und Schlüſſel, übergab beides dem Trabanten, und ſezte ihren Weg fort. Sie langte in Breslau an, als dieſer nach Warſchau zurükkam. Er übergab das Käſtchen, und als es der König eröfnete, ſiehe da! lauter Schnizeln von Papier, Band und Seide!

Sie hatte was Aehnliches vermuthet, und ihre Koſtbarkeiten einem Italieniſchen Muſikus anvertraut, der rekta nach Danzig ging, während ſie nach Schleſien ſteuerte. Der König konnte ſich über ihre Gaunerei des Lachens nicht erwehren, und ward darum nicht erzürnter auf ſie!

Nun lebte der König eine Zeitlang ohne erklärte Mätreſſe. Da aber Unthätigkeit ſein Fehler nicht war, ſo unterhielt er einige flüchtige Liebeleien, die wie Irrlichter aufhüpften, und plözlich wieder verſchwanden. Aber er fand doch ſo viel Vergnügen daran, daß er ſich vorſezte, auch in dieſem Fach auszulernen.

Die

Die erſte, welcher er das Schnupftuch zuwarf, war ein Türkiſches Mädchen, das bei Ofen Beute gemacht ward, als die Kaiſerlichen dieſen Plaz nahmen. Sie war damals höchſtens fünf oder ſechs Jahr alt, und verlor mit ihrer Freiheit zugleich Vater und Mutter, von denen ſie nachher nie wieder Nachricht bekam. Sie war dem Herrn von Schöning, General-Lieutenant unter dem Kuhrfürſten von Brandenburg zugefallen, der ſie nach Berlin brachte und taufen ließ. Ihren Namen Fatime behielt ſie. Das Fräulein Flemming faßte eine zärtliche Freundſchaft für ſie, und bat ſie ſich von dem General-Lieutenant aus. Als ſie nachher an den Herrn von Brebentau verheurathet ward, nahm ſie ſelbige mit nach Polen. Weil ſie viel Verſtand mit Reizen verband, ſo ging die Brebentau ſehr vertraut mit ihr um, und introduzirte ſie in allen Geſellſchaften. — Bei ihr ſah der König Fatimen. Ob er ſie gleich ſchon zu den Zeiten der Gräfin Eſterle reizend gefunden, hing er doch ſo feſt an Leztrer, daß er ſie mit völliger Gleichgültigkeit anſah; kaum, daß er mit ihr ein Wort re-

dete. Sobald aber die Gräfin aus seinem Herzen verbannt war, unterhielt er sich bei einer Gelegenheit sehr lange mit Fatimen, war über ihren Verstand entzükt, und verliebte sich von dem Augenblik an in sie.

Von nun an war er alle Tage bei der Gräfin von Brebentau. Der ganze Hof fand sich dort ein, und alle Damen strebten nach seiner Aufmerksamkeit. Aber seine Augen brannten nur für Fatimen. Er war nicht zufrieden, bevor er dem reizenden Mädchen einige Süssigkeiten gesagt hatte, die nur von ihr gehört wurden. Fatime antwortete mit Geist und Bescheidenheit darauf. Sie wehrte sich lange gegen die Liebe; aber wie kann eine Sklavin, einem liebenswürdigen, großmüthigen, prachtliebenden König lange widerstehen! Er gab der unschuldigen jungen Fatime so heisse, nachdrükliche Versicherungen seiner Zärtlichkeit, daß sie sich bald besiegen ließ.

Man weiß nicht genau, wie sie der Aufmerksamkeit der Frau von Brebentau entging; aber entgangen war sie ihr, das ist gewiß. Man bemerkt' es an der allmähligen Ründung ihrer Taille.

Ihre

Ihre Gönnerin erboßte ſich ſo ſehr darüber, daß ſie ſie fortjagen wollte; als es aber der König erfuhr, bat er ſie, ſie bei ſich zu behalten, und empfahl ſie ihr als ein Mädchen, das er mehr als ſein Leben liebe. Die Frau von Brebentau war erfreut, daß ſie Gelegenheit fand, ſich dem Könige zu verbinden. Sie behielt Fatimen, die einige Monat nachher in ihrem Hauſe mit einem auſſerordentlich ſchönen Knaben niederkam, den der König für ſeinen Sohn erkannte, und dem er nachmals den Titel eines Grafen von Sutowsky ertheilte.

Der König hat es nie lange bei einem Mädchen ausgehalten; Weiber, bei denen er Verſtand und Anlage zur Intrigue fand, waren ihm lieber. Er ward Fatimen's bald ſatt, ſie war ihm zu ſanft, zu ſittſam. Unterdeſſen hatte ſie ſeine Achtung, und darum ſucht' er ſie unter zu bringen. Er verheurathete ſie an einen Herrn von Spiegel, Obriſtlieutenant unter ſeiner Armee. Fatime gab ihm ihre Hand, und hat ſo unbeſcholten und gut mit ihm gelebt, daß auch

der

der giftigſte Neid gezwungen ward, Achtung vor ihr zu haben.

Wenn der König Fatinien entſagte, ſo entſagt' er darum nicht der Liebe. Eine andre Schönheit, aber von höherm Stande, bemächtigte ſich ſeines Herzens — die Prinzeſſin Lubomirsky, Gemahlin des Kron-Groß-Schatzmeiſters, und Nichte des Kardinals Radziowsky, Primas des Königreichs. Viele glauben, der König habe nur darum bei dieſer Dame Eingang geſucht, um ſich mit ihrer Neigung auch die Gunſt ihres Onkels, der ihm immer noch entgegenarbeitete, zu gewinnen. Aber ſei es anfangs Politik geweſen oder nicht, was den König zur Prinzeſſin Lubomirsky zog: ſoviel iſt gewiß, daß er nachher durch ihre Reize und Verdienſte hingeriſſen ward, und ſie in vollem Ernſt liebte.

Er beſtürmte das Herz der Fürſtin nach allen Regeln der Galanterie. Sie vertheidigte ſich als Heldin, wollte keine Seufzer, keine zärtliche Blicke verſtehn. Wenn der König zu ihr redete, ſo antwortete ſie mit Ehrfurcht, doch ſo, daß ſie ſich als Fürſtin eines freien Landes nichts vergab.

Dadurch

Dadurch ward des Königs Liebe immer brennender. Sie liebte Vergnügungen und Aufwand; nichts ward geschont; die Französischen Schauspieler, und die Kapelle, wurden aus Dresden gerufen; alle Tage war Komödie, Ball, Karoussel, Jagd, Wasserfahrten, Lotterien, und tausend andre Lustbarkeiten. Nie war Warschau so lebhaft und glänzend.

Einmal war Ringelrennen. Als der König, dem in dieser Uebung niemand gleich kam, die ersten Preise gewonnen hatte, ließ er einige Türkische Pferde, die er vor Kurzem aus der Türkei bekommen hatte, herzuführen. Er bestieg eins, ob es gleich noch nicht beritten war, und ließ auch seine vornehmsten Hofleute aufsteigen. Er und Fizthum ritten die wildesten. Die Pferde wollten wider- und aufeinander; aber der König fuhr plözlich mit dem seinigen rükwärts, und stieß mit ihm so gewaltig an einen Pfeiler der Reitbahn, daß ihn der Stoß zum Wanken brachte. Man lief zu ihm und glaubte: er habe Schaden gelitten. Die Fürstin Lubomirsky war seinetwegen mehr in Sorgen, als alle andre. Der

Ruthei-

Antheil, den sie an ihm nahm, erwekt' ihr solch eine Furcht und Unruh, daß es ihr nicht einfiel, sie zu verbergen. Sie näherte sich ihm, und als sie einige Blutstropfen bemerkte, erschrak sie so sehr, daß sie ohnmächtig in die Arme der Gräfin Tobianoky zurüksank.

Als der König zu sich selber kam, und den Kopf aufhob, war das erste, was er erblikte, die Fürstin Lubomireky. Der Zustand, worin er sie sah, gab ihm Leben und Kraft. Er sprang auf, und eilte ihr zu Hülfe. Grade, als sie die Augen aufschlug, und mit schwacher, zitternder Stimme sagte: Ist der König todt? kam er zu ihr. In dem Moment bemerkte sie ihn, wie er sie mit einem Blik ansah, der ihr deutlich sagte, wie sehr er von ihrem Zustand gerührt sei. Sie hatte solch eine Freude darüber, daß sie ihren Zustand und die Gegenwart ihres Gemahls gänzlich vergaß, und ausrief: O, er lebt, er lebt! — Ich sehe Sie wieder! — Gott hat Sie meinen Thränen wieder geschenkt! — „Ja, Fürstin, erwiederte der König, aber seyn Sie versichert, daß mir Ihr Mitleid theurer ist, als mein Leben!“ Die

Gegen-

Gegenwart ihres Gemahls verboth ihm, sich weiter auszulassen.

Die Fürstin verfügte sich von dem Neuplatz zur Fürstin Sobiesky, die diesen Abend dem König einen Ball gab. Sie war noch ganz voll von dem was vorgegangen war, als er selbst erschien, prächtig gekleidet, lebhaft und munter, als wenn er heute den heftigen Fall nicht erlitten hätte. Er war noch heitrer als sonst, und die Freude über die Aeusserung der Fürstin, gab allen seinen Mienen und Blicken ein Feuer, das seine körperliche Schönheit vermehrte. Alles erstaunte, als er hereintrat: alles wünschte ihm Glük, daß sein Fall so gut abgelaufen; die Fürstin Lubomiroky allein that es nicht. — Als der König den Damen sein Kompliment gemacht, und sich einige Augenblicke bei der Fürstin Sobiesky aufgehalten hatte, ging er zur Lubomiroky.

Der heutige Tag — sagt' er leise zu ihr — ist der süsseste meines Lebens —

Ew. Majestät haben Ursach — erwiederte sie, und suchte seiner nähern Erklärung vorzubeugen — ihn für den glüklichsten zu halten.

Sie

Sie sind an demselben einer grossen Gefahr entgangen.

Die Gefahr könnt mit dem Glük, das ich durch Sie genossen habe, gar nicht in Vergleich — sagte der König — Ich sehe nur in die Gefahr zurük, um mich des Zustandes zu erinnern, worin ich Sie sah. — Aber Fürstin, regt sich jene Empfindung, die mich trotz meinem Sturz so unaussprechlich glüklich machte, nicht mehr in Ihnen. Gereut es Sie, Güte und Mitleid für mich geäussert zu haben?

Ums Himmels willen — erwiederte die Grässin — seyn Sie zufrieden mit dem, was Sie gesehn haben, und zwingen Sie mir nicht ein Geständniß einer Sache ab, die Ihnen mehr als zu bekannt ist, und die ich Ihnen vergebens zu verbergen suchen würde. Bedenken Sie, daß mein Mann zugegen, und daß es unter seinen Augen grade nicht am thunlichsten ist, Ihnen meine Empfindungen zu erklären.

Es kostete dem König Mühe, seine Freude über diese Antwort zu verbergen. Indessen gehorcht er, so ganz König er auch war, und

zog sich zurük, um seiner Lieben keinen Verdruß zu machen.

Er eröfnete den Ball mit der Fürstin Sobiesky; er befand sich übel darnach, und mußte fortgebracht werden. Man schlug ihm eine Ader, und er befand sich besser. Die Doktoren schrieben diesen Zufall seinem Sturz und dem Umstande zu, daß er sich nicht unmittelbar nach demselben die Ader öfnen lassen. Aber er hatte dies mit gutem Bedacht verhindert, weil er befürchtete, sonst seine Lubomiroky nicht zu sehn. Seine Unbäslichkeit war nicht von Folgen. Was sie aber aus dem Grunde hob, war ein Billet, das ihm sein Leibarzt von der Fürstin Lubemiroky aushändigte. Hier ist es:

Wie viel Unruhe haben mir Ew. Majestät an diesem einzigen Tag' erwekt! Die grausamste Nacht folgte auf diesen schrecklichen Tag! Die Gefahr, worin mein Herz Sie wähnte, hat mir beinah' das Leben gekostet. — Jezt eben erfahr' ich, daß es sich mit Ihnen gebessert hat. Könnten Sie doch bald Zeuge von der Freude seyn, die ich darüber

empfinde! Aber — noch zittre ich — Ach! ſollt' ich meinen König — meinen Geliebten — verlieren — was, was ſoll ich dann länger auf der Welt!

Hundertmal las und wiederlas der König dies Billet; er ließ es auch den Herrn von Fizthum leſen, der izt den Kanzler Beichling in des Königs Gunſt zu überſteigen anfing.

Sie wünſcht — ſagte der König — ſie wünſcht, ich ſoll Zeuge ſeyn, wie ſie ſich über meine hergeſtellte Geſundheit freut. — Ich muß zu ihr, lieber Fizthum, ich muß zu ihr, ich muß ihr meine Freude über ihre Güte zeigen. Ein ſolches Weib verdient, daß man ſeine Geſundheit daran wagt.

Alles, alles verdient die Fürſtin — ſagte Fizthum — aber ich bin überzeugt, daß Ew. Majeſtät ſie beleidigen würden, wenn Sie Ihre Geſundheit daran ſezten, um ſie zu ſehn. — Laſſen Sie mich machen; ich hoffe, ſie zu Ihnen zu bringen, das wäre für Sie und die Fürſtin beſſer.

O, Fizthum — rief der König — wenn Du mir das Glük verſchaffen könteſt, alles, alles wollt' ich für Dich thun; alles kannſt Du von meiner Erkenntlichkeit erwarten.

Fizthum dankte ihm unterthänigſt für die hohe Gnade u. ſ. w. und bat ihn, eine Antwort für die Fürſtin zu ſchreiben, um ſie ihr ſelbſt ausländigen zu können. Der König ſchrieb folgendes Billet:

Verzeihen Sie mir, reizende Fürſtin, die Unruhe, die ich Ihnen erweckt habe. — Aber nein, nein — Ich würde mich betrüben, wenn ichs nicht gethan hätte; ich wüßte dann nicht, wie gütig Sie für mich denken. Zu Ihren Füſſen will ich, muß ich fliegen, um Ihnen zu danken, für Ihre Güte, und wenn hundert Doktoren, und Fizthum mich gefangen halten wollten. Ich fühl' es zu lebhaft, daß ich nicht leben kann, wenn ich Sie nicht ſehe; und ſie mögen mich bewahren, wie ſie wollen, ich will mich ihren Blicken entwinden und zu Ihnen. Koſtet es mir das Leben, ſo verlier' ich's um das reizendſte Weib unter der Sonne!

Herr von Fitzthum fand zahlreiche Gesellschaft bei der Fürstin; aber er ersah seine Gelegenheit, und gab ihr ein Zeichen, daß er ihr etwas zu sagen habe. Sie ging in ein Kabinet; er folgte ihr, und gab ihr das Billet mit der Betheurung: es koste dem König das Leben, wenn sie ihn nicht besuchte.

Aber wie soll ich das anfangen? — sagte sie — Ich darf nicht zum König, ohne mich dem Zorn meines Gemahls, und der Kritik des ganzen Hofes auszusetzen.

Wider das alles ist Rath — sagte Fitzthum — Wenn Sie mir folgen wollen, so soll niemand etwas davon erfahren, als Sie, der König und ich —

„Und wie wollen Sie das machen?“

Sie müssen in ein Kloster gehn, unter dem Vorwand, Ihr Gebet zu verrichten. Es ist ja so in der ersten Fastwoche, wo solche Wallfahrten nicht auffallen. Abends um zehn Uhr gehn Sie aus dem Kloster, stigen in eine Karosse, die ich bereit halten will; treten vor mein Zimmer ab, und ich führe Sie durch eine verborgene Treppe,

die

die niemand weiß, als ich, in des Königs Zimmer.

Die Fürstin fand diesen Plan vortreflich ausgedacht, und versprach, ihn den folgenden Tag auszuführen. Sie verließ den Herrn von Fizzhum, und fand sich zur Gesellschaft zurük. Ihr Gemahl, der ihre Abwesenheit bemerkt hatte, fragte sie, wo sie gewesen wäre. Sie sagte ihm grade heraus, daß sie sich mit dem Herrn von Fizzhum über eine Sache, die der König dem Kardinal Primas hinterbracht wissen wolle, unterhalten habe. Der Fürst glaubt es, daß von nichts anderm die Rede gewesen sei. Nachher schob sie die Unterhaltung auf die Andachten der Fastenzeit. Ich — sagte sie — will nicht hungern — meine Gesundheit hält's nicht aus; aber zur Büssung will ich dafür desto oft Gesellschaft sehn. Deshalb will ich mich wöchentlich wenigstens vier Tage in ein Kloster zurükziehn.

Alles bewunderte und erhob ihren Eifer, und der Fürst ihr Gemahl, war der erste, der applaudirte.

Den folgenden Tag führte ſie ihren Vorſaz aus. Um zehn Uhr trat ſie in Fizthums Plan ein. Sie kam glüklich in das Zimmer des Königs, der ſie mit unbeſchreiblicher Ungeduld erwartete. Fizthum entfernte ſich, und die Fürſtin ſezte ſich zum König aufs Bette. Sie war im Negligé, aber ſo reizend, wie ſie noch nie geweſen war. — Beide blieben eine Zeitlang ſtumm. Die Fürſtin ſah den König mit einer ſchmachtenden Sehnſucht an, die ihm deutlich ſagte, daß ihr Herz ganz und aufrichtig für ihn ſchlüge. Der König war ſo von Freude und Entzüken hingeriſſen, daß er ihre Hand ergriff, ſie viertelſtundenlang Eines Küſſens zerküßte, und hundertmal in Einem Athem ſagte: er ſei der glüklichſte Sterbliche, er ſei der größte König, weil er von ihr geliebt würde. Die Fürſtin erwiderte: ſie ſchäze ſich nicht weniger glüklich, das Herz eines ſo mächtigen Königs und vollkommnen Mannes zu beſizen. „Wir wollen uns ewig lieben, ewig! Werden Sie mir nie untreu, und mich ſoll der Himmel beſtrafen, wenn ich je einen Andern liebe, als Sie!

Diese

Diesmal blieb es bei dergleichen zärtlichen Worten; nicht darum, weil der König nicht noch etwas mehr verlangt hätte, sondern weil die Fürstin zu sehr für seine Gesundheit besorgt war, um zuzugeben, daß er sich erhizte. —

Der König nahm von ihr das Versprechen, daß sie sich den folgenden Tag auf eben die Weise wieder zu ihm finden wollte. Es war nahe an vier Uhr des Morgens, als sie ihn verließ. Sie ging ins Kloster zurük, und wohnte erst noch, um den Ruf der Andacht zu behaupten, der Vesper und Messe bei, ehe sie die Ruhe suchte, die sie so sehr nöthig hatte.

Den folgenden Tag ging sie wieder ins Palais; und als der König im Stande war, auszugehn, besucht' er sie in ihrem Kloster, und so brachten sie die Fastenzeit süß und ruhig zu. Nach dem Osterfeste aber ward es ganz anders. Als der König seine häufigen Besuche fortsezte, schöpfte der Gemahl der Fürstin Verdacht. Er that es ihr kund, ward aber mit kaltem Stolz abgefertigt. Darüber ward er zornig, und stieß einige Worte aus, die für den König beleidigend waren. Der

Hof wird ihm verboten. Er reiste auf seine Güter, und wollte die Fürstin mitnehmen; aber sie wollte nicht. Er ließ sie vor die Nunciatur fodern, und verlangte von ihr geschieden zu seyn. Sie willigte, und der König erhielt für sie von dem heiligen Vater den Scheidebrief, mit der Erlaubniß, daß sich beide Theile wieder verheurathen durften.

Als den beiden Liebenden nun nichts mehr im Wege stand, ging der König nach Sachsen ab. Die Fürstin folgte ihm mit ihren Schwestern, wovon eine an den Herrn von Vopowsky, einen Polnischen Edelmann verheurater war. Die eine war noch ledig, vermählte sich aber nicht lange nachher an den Herrn von Glasnap, einen Mann von Geburt und Verdienst, aber ohne Mittel. Er war Offizier unter der reitenden Leibgarde, und hofte durch sie sein Glük zu machen. Aber er betrog sich. Er sowol, als Vapowsky, sah sich gezwungen, auf Ehescheidung zu dringen, und verheuratete sich anderweitig.

Um seine Pracht von seiner Mätresse bewundern zu lassen, führte sie der König in die vornehm-

nehmſten Städte Sachſens. In Wittenberg verließ er ſie, um die Königin zu ſehn, die ſeit einiger Zeit auf dem Schloſſe zu Pretſch, einem Städtchen, das drei Stunden von Wittenberg liegt, ihren Aufenthalt genommen hatte. Ihre Trennung, die nicht länger, als zwei Tage dauern ſollte, war unendlich zärtlich. Die Fürſtin bebte und weinte.

„Sie wollen mich verlaſſen — ſagte ſie — Zwei lange Tage ſoll ich zubringen, ohne Sie zu ſehn. Sie gehn zur Königin — die ich, trotz der Ehrfurcht, die ich ihr ſchuldig bin, doch für meine Feindin halten muß. Muß ſie mich nicht haſſen, da ich ihr das Herz des liebenswürdigſten Mannes geraubt habe. — O, wenn ſie es mir nun wieder raubte! — Der Gedanke iſt mir mehr als ſchreklich. — Schlieſſen Sie daraus, in was für einem Zuſtande Sie mich zurüklaſſen, beſter, beſter König! — Es iſt mir freilich lieber, Sie in die Arme der Königin, als in die Arme einer Nebenbuhlerin gehen zu ſehn; aber, mag mir Sie rauben, wer will — ich werde Ihren

Verlust nicht überleben, der Tod allein kann mich darüber trösten.

Dem König gingen diese Worte ans Herz. Er umarmte sie zärtlich, und bat sie, sich nicht mit ungegründeten Besorgnissen zu quälen.

Wie könnt' ich Ihnen ungetreu werden, sagte er, wo soll ich ein so vollkommnes Weib wiederfinden, ein Weib, das so zu lieben weiß? — Nein, beste Lubomirsky, fürchten Sie nichts! Ihre Reize bürgen Ihnen für meine Treue!

Diese Versichrung beruhigte sie ein wenig. Doch drang sie dem König noch drei Tage Aufschub seiner Reise ab, die unter einer Kette von Spielen, Bällen, und Feten verstrichen, wo die Pracht, Geschiklichkeit und Stärke des Königs in ihrem ganzen Glanz erschienen.

An einer dieser Feten überreichte der König seiner Mätresse ein vergoldetes Kästchen voll von Juwelen aller Art. Unten lag ein Kaiserliches Diplom, das sie zur Reichsfürstin von Teschen erklärte.

Was dank ich Ihnen alles, groſsmüthiger König — ſagte ſie — womit ſoll ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen?

Wenn Sie mich ſo fortlieben, wie Sie mich bis jezt geliebt haben — erwiederte er — der Rang, den Ihnen der Kaiſer giebt, iſt noch weit unter Ihren Verdienſten; ich will keinen Dank dafür. Wollte der Himmel, ich könnte Ihnen eine Krone geben! Mit was für Vergnügen wollt' ich Sie dieſelbe tragen ſehn!

Sie ſagten ſich noch tauſend ſchöne Sachen, und ſchieden endlich, um ſich unter vier Augen zu vergnügen. Die Nacht würde ihnen ewig lang gedäucht haben, wenn ſie dieſelbe, ohne beiſammen zu ſeyn, hätten zubringen ſollen.

Den folgenden Tag ging der König nach Pretſch zur Königin ab. Sie empfing ihn mit Ehrfurcht, aber nicht mit theilnehmender Zärtlichkeit. Ihr Herz war zu ſehr von der wiederholten Untreue des Königs zerriſſen, als daß ſie jene kalte Gleichgültigkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden war, hätte ablegen ſollen, obgleich der König ſie mit der ofnen Vertraulichkeit und Ach-

tung

ung eines Mannes, der die Tugend und Verdienſte ſchäzt, behandelte.

Der König blieb nur eine Nacht in Preſch. Er eilte in die Arme ſeiner Käthreſſe zurük, und fand ſie in einem Wald auf dem halben Wege zwiſchen Wittenberg und Preſch. Sie ging als Amazone. Ihr Anzug war gelb mit blau und Silber (die Leibfarben Sachſens) aufgeſchlagen. Sie trug einen Hut mit einer weiß und blauen Feder, und überhaupt gab ihr dieſer Anzug ſolch ein unwiderſtehlich reizendes Air, daß ſie keinen glüklichern hätte wählen können. Sobald ſie der König erblikte, jagt' er ihr entgegen, und als er ihr auf einige Schritte nahe war, ſprang er aus der Kutſche. Sie wollte auch vom Pferde ſpringen, aber der König ließ es nicht zu, und küßte ihr die Hand. Sie ſagt' ihm tauſend Zärtlichkeiten über ſeine Zurükkunft, und über ihre Furcht, daß er ſie der Königin aufopfern möchte.

Darauf ließ ſich der König ein Pferd herzuführen, und ſchlug der Fürſtin eine Jagdpartie vor. Da er ſchon den Abend vorher alle Anſtalten dazu getroffen, ſo waren Jäger und ihre Kop-

peln

zeln in Vereinſchaft. Die Furcht, daß der reizenden Jägerin kein Unfall widerfahren möchte, ließ ihn nicht von ihrer Seite. — Er machte ihr das Vergnügen, den Hirſch, den man jagte, vor ihr vorbeitreiben zu laſſen, und darauf verlor er ſich mit ihr in das dikſte Gebüſch, um ihr einige Erfriſchungen anzubieten. Die Hofherrn und Damen, die ihre Entfernung bemerkten, lieſſen ſie der Einſamkeit ruhig genieſſen. Die Folgen zeigten, daß ſie dem König und der Fürſtin einen Gefallen damit gethan; denn letztre empfand von dieſem Tage an Herzweh und Uebelkeiten — die deutlichſten Beweiſe, daß ſich der König und ſie nicht in den Wind divertirt hatten. Sie kam zu ihrer Zeit mit einem Knaben nieder, der den Titel eines Prinzen von Teſchen erhielt, und dem Liebhaber ſeiner Mutter ſehr ähnlich ſah.

Den Tag nach der Jagd reiſte der König mit der Fürſtin nach Leipzig auf die Meſſe, die von vielen vornehmen Perſonen beſucht ward. Auch die Königin fand ſich daſelbſt ein, um mit ihrem Gemahl die Königin von Preuſſen zu empfangen. Die Fürſtin von Teſchen ward den beiden Köni-

gieren auf der Redoute vorgestellt — vom Könige selbst. Sie hatte bei beiden eine sehr verschiedene Aufnahme. Die Königin von Polen empfing sie äusserst kalt, und fragte sie: wie lange sie in Sachsen sei. „Ich bin mit dem König hiehergekommen, erwiederte sie, und denke bald mit ihm nach Polen zurükzukehn! „Die Königin ärgerte sich so sehr darüber, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Sie gab Unpäßlichkeit vor, und entfernte sich.

Die Königin von Preussen hingegen, erwies der Fürstin viel Verbindlichkeiten. Ueberhaupt fand sie Vergnügen daran, sich auf andrer Unkosten zu divertiren. Sie bat den König, Veränderung zu einer kleinen geschlossenen Tafel zu treffen, und gab dabei zum Vorwand an, daß ihr das Gedränge einer grossen Hofe lästig sei. „Aber, sagte sie, ich bitte mir die Gnade aus, die Personen wählen zu dürfen, die unsre kleine Tafel besetzen sollen. Ihre Fürstin kömmt diesmal nicht dazu. Diesen Abend sollen Sie ohne sie zubringen; ich muß sie einmal ganz besitzen. Ich weiß wol, daß Sie in Gedanken immer bei ihr

seyn

ſeyn werden: aber das ſchadet nichts; ich will Perſonen wählen, die ſie Ihnen aus dem Sinn bringen ſollen — überhaupt ſeh ich's lieber, wenn Sie nur an Ihre Mätreſſe denken, als wenn Sie beſtändig mit ihr reden.

Der König erwiederte: ſie habe völlig freyen Willen, und es hange blos von ihr ab, Perſonen zu wählen, die ihr angenehm wären.

Sie ließ die Gräfinnen von Königsmark, von Eſterle und Hauchwitz, die der Zufall, oder Angelegenheiten nach Leipzig verſammlet hatte, einladen. Dazu kamen aus ihrem eigenen Gefolge: die Prinzeſſinnen Mutter und Tochter von Hohenzollern, und Henriette von Anhalt-Deſſau. Die junge Prinzeſſin von Hohenzollern war ein Wunder der Schönheit; aber ihre groſſe Jugend gab ihr ein unſchuldiges, beſcheidnes Anſehn, das nicht nach dem Geſchmak des Königs war. Die Prinzeſſin von Deſſau war keine regelmäſſige Schönheit, aber in ihrem Ganzen wehte jenes unnennbare Weſen, das gefällt und hinreiſſt. Ihre Taille, Air, Geiſt und Betragen hatten nicht ihres Gleichen — und der König zog ſie auch der

Prin-

Prinzeſſin von Hohenzollern vor. Letztre hatte einen harten Stand. Ihre Mutter kiff den ganzen Abend mit ihr, daß ſie den König nicht erobert hatte (womit ſich doch die gute Mutter geſchmeichelt) und ihre Augen wurden nicht trocken.

Die Gräfin von Eſterle, die für ihre Betrügereien Verzeihung vom König erhalten hatte, beſtrebte ſich, ihre Reize geltend zu machen. Man merkt' es ihr an, daß ſie noch nicht alle Hoffnung verloren hatte, den König in ihre Arme zurükzuziehn.

Die Frau von Hauchwitz war traurig und nachdenkend.

Die Gräfin Königsmark allein ſchien gleichgültig. Mit ihr machte ſich die Königin beſonders über die verſchiedener Wirkungen luſtig, die die Gegenwart des Königs auf die Geſellſchaft hatte.

Unterdeſſen ſprach der König ſehr lange mit der Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau. Sie machte ſolch einen kräftigen Eindruk auf ihn, daß es nur auf ſie angekommen wäre, die Fürſtin von Teſchen aus ſeiner Gunſt zu heben. Aber ſie erwiederte

wiederte alle Zärtlichkeiten des Königs kalt und ehrfurchtsvoll. Ew. Majestät sind nicht im Stande mich zur Königin zu machen — sagte sie — und wären Sie's, so würden Sie mich des Ranges doch nicht würdig achten; aber, seyn Sie überzeugt, daß ich meine Geburt gut genug kenne, um Ihre Mätresse zu seyn.

Ueber der Tafel sagte die Gräfin von Königsmark zur Königin, daß, um das Fest vollkommen zu machen, niemand fehle, als die Fürstin von Teschen. Die Königin bedauerte, daß sie sie nicht eingeladen. Die Gräfin Königsmark meinte, es wäre noch Zeit; es dürfte nach der Tafel nur ein Ball gegeben und Masken zugelassen werden. Sie würde alsdann nicht weit seyn. Die Königin fand diesen Einfall herrlich, und schlug dem Könige Tanz vor. — Sogleich erschien Musik, und die Königin gab ohne Vorwissen des Königs, dem Hofjourier Befehl, Masken einzulassen. Der König eröfnete den Ball mit der Königin von Preussen. Nach dem Tanz setzt' er sich zur Prinzessin von Dessau. Ihr Stolz hatte ihn nicht abgeschreckt. Er redete zu ihr

mit soviel Feuer und Aufmerksamkeit, daß er dreier Masken nicht gewahr ward, die als Fledermäuse vermummt waren, und so nahe herzukamen, daß sie alle seine Worte vernehmen konnten. Als eine dieser Masken einige Augenblicke zugehört hatte, sagte sie zur Prinzessin von Anhalt: Prinzessin, was Ihnen da der König sagt, sagt' er mir diesen Morgen auch noch. Ich beschwöre Sie, glauben Sie ihm nicht! —

Ach! rief der König bestürzt — die Teschen!

Fürchten Sie nichts Maske — nahm die Prinzessin von Anhalt das Wort — Der König kann reden — aber nicht alle Prinzessinnen sind wie Sie!

Sie stand auf. Der König wollte mit, aber die Fürstin von Teschen hielt ihn.

Sie fliehen mich — sagte sie — und diesen Morgen noch schworen Sie mir: Sie wollten nie eine andre lieben, als mich!

Der König war über diesen Auftritt in Verzweiflung. Er sah, daß die Königin von Preußen ihn beobachtete.

„Ums Himmels willen, Fürstin! — rief er — wir machen uns vor den Fremden hier lächerlich! — Man bemerkt uns. — Gehn Sie zu Hauß, ich werde bald nachkommen, und Sie versichern, daß ich Sie ewig lieben werde!“

Die Teschen beruhigte sich so, so; und entfernte sich. Der König machte Miene, ihr bald nachzufolgen; aber die Königin, die es bemerkte, und sich einmal vorgesezt hatte, sich auf Kosten seiner Begünstigten lustig zu machen, brachte Rondretänze in Vorschlag. Vorerst dauerten diese sehr lange; und darnach unterhielt sie ihn noch eine gute Weile von tausenderlei Sachen. Sie scherzte über seine Liebschaften, über seine Unbeständigkeit; that, als wenn sie die Fürstin von Teschen nicht bemerkt hätte, und bedauerte, daß sie dieselbe nicht zum Souper hätte einladen lassen.

Vielleicht stirbt das gute Weib vor Unruh und Ungeduld — sagte sie — in dem Augenblik, da ich mit Ihnen rede, und Ew. Majestät thäten wohl, wenn Sie ihr sagen liessen, daß ich Sie aufhielte und verhinderte, sie um Verzeihung zu

Stern, daß Sie diesen Abend die Prinzessin von Anhalt reizender gefunden haben, als sie!

Diese scherzhaften Seitenhiebe setzten den König in Verwirrung. Er that sich Gewalt an, um Antworten zu finden; aber alles was er sagte, verrieth seine Verlegenheit. Je mehr er sie blos sah, desto näher drang die Königin in ihn.

„Meine Unbeständigkeit — sagt' er endlich — ist zum Theil verzeihlich. Wenn ich eine Gemahlin, oder, darf ich's sagen? eine Mätresse hätte, die Ew. Majestät gleich wäre, so versichr' ich Sie, sollten selbst meine Feinde mir nicht Flatterhaftigkeit vorwerfen!"

Ach — erwiederte die Königin — wenn Ew. Majestät diesen Ton angeben, so ists Zeit, daß ich die Fürstin von Teschen holen lasse; doch ich würde sie schwerlich finden! Der Tag bricht an; die Fledermäuse fliegen nicht mehr! — Prinzessin Anhalt — rief sie — herzu! herzu! Der König hielt mich jezt für Sie!

Mit diesen und dergleichen Munterkeiten hielt sie den König bis den Morgen um sieben Uhr auf.

Er

Er ging zur Teschen, und fand sie in einem Zustand, der sein ganzes Mitleid rege machte. Sie saß in einem Lehnstuhl; eine Thräne jagte die andre. Ihre Schwestern waren bei ihr, und suchten sie zu trösten; aber sie hörte nicht auf sie; ihre Verzweiflung war ihr Trost. Der König bat tausendmal um Verzeihung, küßte ihr tausendmal die Hand. Sie blikte ihn zärtlich an und sagte: Wie unglüklich wär' ich, wenn Sie nicht Mitleid mit mir hätten! Der König sagt' ihr die Ursach, weshalb er nicht eher kommen können. Er klagte die Königin von Preussen als die Stifterin alles Unheils an, und versicherte: er habe nur mit der Prinzessin von Anhalt gesprochen, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Fürstin glaubte ihm; sie vertrugen sich wieder, und schieden vergnügt von einander.

Indessen war der König doch über die Abreise der Prinzessin Henriette von Anhalt betrübt. Ihre Verdienste und Reize hatten ihn wirklich gefesselt. Er war still und nachdenkend. Als die Königin von Preussen dies bemerkte, sagte sie mit der ihr angebornen Munterkeit zu ihm:

Armer König, ich rathe Ihnen, die Luft zu verändern! Sie sollten mit mir nach Oranienbaum gehn. Ich denke daselbst bei der Erbprinzessin von Dessau einige Tage zu bleiben. Sie sind dort ungezwungner. Eine Gemahlin und drei Mätressen hier zu unterhalten, ist zu viel! Sie müssen Ihnen nichts, als Unruh erwecken.

Der König nahm diesen Vorschlag an, und um allen Einwendungen der Fürstin von Teschen entgegen zu kommen, gab er vor: wichtige Staatsgeschäfte zwängen ihn zu dieser Reise; er müsse eine geheime Unterredung mit dem König von Preussen haben. Er bat sie, nach Dresden zu gehn, und ihn daselbst zu erwarten. In wenig Tagen würde er daselbst eintreffen. Diese Trennung war für die Fürstin äusserst betrübt; aber der König stellte ihr so kräftig, mit so viel Schein und Gründen vor, daß er durchaus fort müsse; er schwor ihr so oft zärtliche ewige Treue, daß sie endlich einwilligte.

Der König ging ab, und kam in wenig Stunden nach Oranienbaum. Die Prinzessin sah seine Ankunft ungern, und empfing ihn sehr kalt.

Sie entdekte ihrer Mutter alles, was ihr der König gesagt hatte, und bat sie um Erlaubnis, unter dem Vorwand einer Unpäslichkeit, auf ihrem Zimmer bleiben zu dürfen. „Nein, Kind, erwiederte ihre Mutter, die Fürstin, man würde bald sehn, daß Deine Unpäslichkeit nur vorgegeben sei. Und wirklich hab' ich auch eine zu gute Meinung von Dir, als daß Du Dich wider des Königs Leidenschaft, die für Dich beleidigend ist, nur mit der Flucht vertheidigen könntest.

Die Prinzessin mußte also erscheinen. Aber sie wußte sich so weit von dem König entfernt zu halten, daß er nicht unter vier Augen an sie konnte, soviel Mühe und Feinheit er auch die vier Tage über, die er in Oranienbaum blieb, anwandte. — Er reiste an eben dem Tage, wo die Königin nach Berlin zurük ging, nach Dresden ab. Seine Zurükkunft sezte die Fürstin von Teschen vor Freude ausser sich, denn sie hatte, trez den Schwüren des Königs, nicht das beste vermuthet. Die ersten Tage liefen unter Ergiessungen wechselseitiger Zärtlichkeit vorüber; aber

Eifersucht der Fürstin regte sich bald wieder, als sie sah, daß eine Menge Schönheiten nach dem Herzen des Königs, dessen Flattersinn und Liebe sie kannte, rang und strebte. Dresden ward ihr unerträglich. Sie sah im Voraus, daß ihr der König entschlüpfen würde, wenn er daselbst bliebe. Sie vermochte ihn, nach Polen zurückzugehn, wohin ihn überdies der Krieg wider Schweden, der nicht vom besten Erfolg war, zu rufen schien.

Der Zustand, worin er seine Angelegenheiten in Polen fand, und sein Feldzug nach Liefland, machten öftere Trennungen von seiner Fürstin nothwendig. Diese waren ihr sehr vortheilhaft. Denn sie dauerten nicht so lange, um sie ins Vergessen zu bringen, reichten aber hin, um dem König ein Verlangen, sie wieder zu sehn, zu erwecken. Ihre Liebe bekam jedesmal wieder einen neuen Stoß und Schwung. Sie genoß einige Jahe hindurch ruhig seiner Gunst, und hatte Zeit, sich ein Kapitälchen dabei zu ersparen, worüber sie seine Unbeständigkeit, die doch über kurz oder lang eintreffen mußte, vergessen konnte.

Als

Als der schlechte Erfolg des Krieges den König zwang, um neue Stärke zu gewinnen, nach Sachsen zu gehn, ließ er die Fürstin in Warschau zurük. Jezt fielen schon nicht mehr so viel Thränen; sie war der Trennung gewohnt, und jenes Feuer, in welches werdende Liebe aufflammt, loderte nicht mehr.

In Dresden suchte der König seinen Verdruß zu zerstreuen. Er gab Lustpartieen, die ziemlich brausend waren. Bei einer von diesen, die aus lauter Mannspersonen bestand, fiel die Rede auf Mätressen. Jeder lobte die seinige; jeder wußte Wunder! Der Herr von Hoym, Staats- und Kabinetsminister sagte: er habe keine Mätresse; aber eine Frau, eine Frau! die er mehr liebte, als eine Mätresse, und die tausendmal liebenswürdiger wäre, als alle, in deren Lob sie sich erschöpft hätten. Weil der Wein alle seine Kräfte lebendig gemacht hatte; so gab er von ihr ein Porträt, so vollendet, so hell, künstlich und athmend gezeichnet, daß es der größte Mahler nicht lebendiger und verführerischer hätte darstellen können. Weil der König wußte, daß seine Eifer-

sucht seine Gemahlin auf dem Lande verborgen hielt, sagt' er: er glaub' es nicht! Er rede wie ein Mann, der erst drei Monat verheurathet, und noch zum Sterben in sein junges Weib verliebt sei. Wenn seine Gemahlin so vollkommen schön wäre, würde sie mehr Aufsehn in der Welt gemacht haben. Der Fürst von Fürstenberg beurtete eben das, und setzte hinzu: er wette tausend Dukaten, wenn sie am Hofe erschiene, würde sie nicht so schön seyn, als er sie vorhin gemahlt hätte. Herr von Heyne nahm die Wette an, und der König war Richter. Ersterer mußte an seine Gemahlin schreiben, daß sie unverzüglich nach Dresden kommen sollte. Ein Lakai ging sogleich mit dem Briefe fort, und damit es dem armen Heyne nicht leid würde, setzte man ihm mit Wein so zu, daß der gute Mann bald nicht mehr wußte, wo, und wer er war. Man brachte ihn zu Bette, und ließ ihn ausschlafen.

Wie erschrak er, als den folgenden Morgen seine Gemahlin ankam! Es reute ihn von Herzen, daß er sie hatte kommen lassen, und er hätte sie sogleich wieder fort geschikt, wenn er nicht be-

fürch-

fürchtet, daß man ihn seiner Eifersucht wegen, unbarmherzig geiseln würde.

Die Königin war grade damals in Dresden; die Frau von Hoym mußte ihr vorgestellt werden. Der König und die andern, die bei der Wette gewesen waren, fanden sich bei der Königin ein, und mußten gestehn, daß Herr von Hoym das Portrait seiner Gemahlin nicht verschönert hätte. Der König verurtheilte den Fürst von Fürstenberg zu tausend Dukaten. „Ich sehe wol — sagte der Fürst — ich muß mich entschliessen, für Ew. Majestät die Zeche zu bezahlen! — Der König, der den Fürsten liebte, sagte: er solle die tausend Dukaten auszahlen, und bei seinem Zahlmeister zehntausend andre dafür ablangen. Der Fürst küßte ihm die Hand, und dankte ihm für seine Gnade. Er bezahlte die Wette, und empfing, was ihm der König bewilligt hatte.

Ein Portrait der Frau von Hoym dürfte hier nicht am unrechten Orte stehn. Ich will es herstellen, eh ich in der Geschichte fortfahre. Sie hat eine zu beträchtliche Rolle am Sächsischen

Hof

Lof gehört, als daß man nicht einige nähere Umstände von ihr gern hören sollte.

Ihr Gesicht war länglicht; schön gebaut die Nase — klein der Mund — treflich die Zähne. Augen, schwarz, lebhaft, groß und edel; feine Züge — Hals, Hand, Arm, blendender Schnee — frischer, lebendiger Rosen- und Litientrint — Ihre Taille Meisterstük der Natur — ihre Miene groß und hehr — ihr Tanz majestätisches Schweben, Heldinnentritt, Göttinnenflug.

Ihr Gemüthskarakter war nicht so ganz vollkommen. Sie hatte mehr sprudelnden Wiz und muthwillige Laune, als gründlichen Verstand. Aufrichtig war sie nicht, auch blieb sie sich nicht gleich. Aeusserst fein und milde gegen die, die ihr die Achtung erwiesen, die ihr zu gehören schien; äusserst stolz gegen die, die es wagten, sich ihr entgegen zu setzen; gewinnsüchtig, und doch freigebig; erkenntlich gegen Wolthaten; unversöhnlich in der Rache. Ihr Wille sollte immer unumschränkter Befehl seyn; und nicht immer wollte sie, Recht und Billigkeit. Und doch, wenn man noch so sehr wider sie eingenommen war, und

sie

sie sezte sich vor, zu gefallen, war's unmöglich, sie zu hassen. Ein Theil ihres Betragens riß die Herzen an sich, der andre stieß sie ab. Für Geld und Ehre that sie alles. Sobald sie des Königs Mätresse war, war sie beständig in Athem, um ihn nicht in eine gefährliche Geschäftlosigkeit sinken zu lassen. Auch nahm sie nie jene abschreckende, strenge Ernsthaftigkeit an, die die Anbeter ihrer Reize verjagt hätte; sie mußte Opfer haben, die sie eins nach dem andern, der Eifersucht des Königs darbringen konnte. Diese Eifersucht wußte sie anzufachen, zu nähren, zu zerstreun, wie und wenn sie wollte, und wie es ihr Interesse verlangte. Ihre größte Kunst war: sie merken zu lassen, daß ihr eigner Ruhm ihr einziger großer Zweck sei. Ihr Interesse verbarg sich immer hinter des Königs Interesse. Um ihn immer in Athem zu erhalten, sagte sie: Vergnügungen, Lustbarkeiten wären ihr Ein, ihr Alles! Er glaubte, sich durch seine Kunstverschwendungen, getreue Anhänger zu machen; aber eben diese dienten, den Einfluß der Frau von Herm fest zu stellen. Sie allein entschied das Verdienst derer, die sie er-

dichten, trug den hellen Einsichten Friedrich Augusts. So glaubte der Unterthan, wenn er gehoben, oder mit des Königs Gunst überhäuft ward, der Frau von Hoym alles dies schuldig zu seyn. Sie erhielt sich, allen Kabalen und dem bittersten Haß der Minister zum Trotz, neun Jahr in des Königs Gunst, und man kann sagen, daß sie diesen Zeitraum hindurch, Polen und Sachsen zu ihren Füssen sah.

Ihre Abkunft war edel. Sie war aus Holstein gebürtig, und der Prinzessin von Holstein-Ploen nach Wolfenbüttel gefolgt, als sie mit dem Erbprinz von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt ward. An diesem Hofe heurathete sie Herr von Hoym. Er hatte lange eine Gemahlin gesucht; er wollte keine aus Sachsen, obgleich er selbst ein Sachse war. Er sagte: sie wären zu galant und verschwenderisch. Er wollte eine schöne, verständige, wirthschaftliche Gemahlin. Einer seiner Freunde, der aus Wolfenbüttel kam, versicherte ihn, daß er alle diese Eigenschaften bei einem gewissen Fräulein von Bruchdorf, Kammerdame bei der Prinzessin von Wolfenbüttel, antref-

antreffen würde. Herr von Hoym glaubt' es; reiſte nach Wolfenbüttel, unter dem Vorwand, die Meſſe, aber eigentlich, um das Fräulein von Bruchsdorf zu ſehn. Er fand ſie, wie ſie ihm ſein Freund beſchrieben hatte, und hielt um ſie an. Als ein Mann von Rang und Reichthum, der überdies eine anſehnliche Stelle am Sächſiſchen Hof bekleidete, ward er gütig aufgenommen, und hatte nicht nöthig, lange zu ſeufzen. Nach der Vermählung ging er mit ſeiner Gemahlin nach Sachſen zurük, und ließ ſie auf einem ſeiner Landgüter, wo ſie ſo lange verborgen bleiben ſollte, bis der König nach Polen zurükgekehrt ſeyn würde. — Aber er ſollte ſeinem Schikſal einmal nicht entgehn. Seine Unvorſichtigkeit verleitete ihn, dem König etwas davon zu ſagen. Er ſah ſich, wie geſagt, gezwungen, ſie an den Hof zu bringen, wo ſie bald nachher Wolthäterin, Beherrſcherin, Furcht und Liebe der Unterthanen ward.

Gleich beim erſten Anblik flog ihr des Königs Herz entgegen. Er fand bei ihr jenen muntern, hellen Geiſt, den er an Mätreſſen liebte. Mehr

bedurf

[illegible] es nicht, um ihn verliebt zu machen. Seine Neigung zur Fürstin von Teschen, stellte sich seinem Hang zur Horn eine Zeitlang entgegen — „aber — sagt er bei sich selber — es soll ja nur eine kleine, vorübergehende Zerstreuung seyn — wenn ich die Teschen wieder seh, ist die Horn verschwunden!“ — Er glaubte, die Eroberung sollte leicht gemacht seyn; aber, als er anfing von Liebe zu reden, fand er die Frau von Horn nicht so willig, als er sich eingebildet hatte. Nie kostete ihm eine Mätresse so viel Geduld und Mühe, er mußte Geld, Eifer, Beyfall, gleichsam verschwenden. — Dieser Widerstand tilgte sein Verlangen nicht; es flammte nur heftiger auf. Als endlich Frau von Horn sah, daß sie sein Herz ganz hatte, ward sie nachgiebiger, und ließ sich in Traktaten mit ihm ein, wo sie einer unumschränkten Gewalt über sein Herz versichern sollten. Er versprach: der Fürstin von Teschen auf immer zu entsagen; eine Trennung von ihrem Gemahl zu bewirken — es ging so weit, daß er eine Schrift ausstellen mußte, worin er erklärte, daß im Fall die Königin

nigin ſtürbe, Frau von Hoym ihre Stelle einnehmen, und die Kinder, die ſie mit ihm vor und nach ihrer Vermählung zeugte, für rechtmäſſige Prinzen von Sachſen anerkannt und erklärt werden ſollten. Dazu muſſte er noch eine jährliche Penſion von zehn tauſend Thalern verſprechen.

Unter dieſen Bedingungen nahm die Frau von Hoym den Titel einer Mätreſſe des Königs an; und um ſich keiner Undankbarkeit und Verrätherei gegen ihren Gemahl den Herrn von Hoym ſchuldig zu machen, meldete ſie ihm in eigner Perſon, daß ſie Willens ſei, ihn zu verlaſſen. Sie trat eines Morgens in ſein Kabinet.

„Ich komme — ſagte ſie — Ihnen, mein Herr von Hoym, für alle mir erzeigte Güte zu danken, und Sie zu verſichern, daß das Andenken davon bei mir immer lebendig bleiben ſoll; um Ihnen ferner zu ſagen: daß neue Sympathie, die glukliche Ehen macht, ſich nicht unter uns finder, und daß ich entſchloſſen bin, mich von Ihnen zu trennen. Der König liebt mich, und ich geſteh' Ihnen dreiſt, daß ich Willens bin, ſeine

Liebe zu erwiedern. Damit Sie sich indessen nicht über mich beklagen können, so bring' ich hierbei eine Scheidung in Vorschlag, die uns beide frei macht, und Ihre Ehre ausser Gefahr setzt. — Dieser Weg, Herr von Horn ist, glaub' ich, der beste für Sie. Wenn Sie ihn gutwillig einschlagen, so können Sie auf meine Freundschaft rechnen, und ich werde mich für Ihr Glük so viel verwenden, als in meinen Kräften steht. Wenn Sie mir aber durch hartnäckige Widersezlichkeit Verdruß machen, so versichre ich Sie, daß Sie meinen Entschluß nicht ändern sollen, aber wol mich zwingen werden, die Verbindlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin, zu vergessen, weil Sie meinem Glük hinderlich sind!"

Man kann sich unmöglich vorstellen, wie erstaunt und erschrocken der Herr von Horn über diese Anrede war. Er wollte mit Klagen, mit Vorwürfen hervorbrechen; aber sie ließ ihn nicht zureden.

„Herr von Horn — sagte sie — ich weiß alles, was Sie mir sagen können; darum ersparen Sie sich die Mühe, meinen Entschluß wankend

zu machen. Er ſteht unerſchütterlich. Erklären Sie ſich alſo, und geben Sie mir eine poſitive Antwort, damit ich meine Maasregeln darnach nehmen kann.

Herr von Hoym, der ſich von einem Weibe, das er anbetete, und auf dem Punkt zu verlieren ſtand, mit ſolch einer ſonderbaren Zumuthung gedrungen ſah, fühlte alle die gewaltſamen Bewegungen, welche Verdruß, Zorn und Verzweiflung in einem Herzen bewirken können. Er lief mit groſſen Schritten im Zimmer auf und ab, ſchlug bald die Augen gen Himmel, bald ſtand er, den Blik auf die Erde geheftet da, ſein Gehirn ſchien zu zerſpringen ſo wollen.

Unterdeſſen erwartete Frau von Hoym ganz ruhig ſeinen Entſchluß. Als ſie ſah, daß er keine Silbe hervorbrachte, ſagte ſie: „Ich ſehe wol, Herr von Hoym, daß Sie keinen Entſchluß faſſen können. Ich muß Ihnen Bedenkzeit laſſen; aber vor allen Dingen überlegen Sie, daß der entſcheidende Zeitpunkt da iſt, wo Sie entweder Ihr Glük machen, oder es von Grund aus verderben können.“

Sie entfernte sich, ohne eine Antwort zu erwarten.

Herr von Heym war in dem trostlosesten Zustand. Er ängstigte und zermatterte sich: stand auf, setzte sich wieder nieder; er war so überrascht, betäubt und erschüttert, daß er nicht wußte, wozu er greifen sollte. Sein Geist war nicht gewohnt, willig sich fesseln zu lassen. Daß der König sein Nebenbuhler war, beunruhigte ihn nicht so sehr, als die zärtliche Neigung, die seine Gemahlin für ihn zu fühlen schien.

„Treuloses, treuloses Weib! — rief er — Warum wurdest Du meine Gattin? Warum zeigtest Du Zärtlichkeit für mich? — Ach schwurest Du mir darum Treue, um mich zu hintergehen, um mich zum Unglücklichsten aller Männer zu machen!“

In dieser gewaltsamen Bewegung fand ihn Herr von Sizthum. Er kam von Seiten des Königs, und hinterbrachte ihm: Sr. Majestät wünschten, daß er seiner Gemahlin entsagte, und in Scheidung von ihr willigte. Er versichre ihn dafür aller möglichen Gefälligkeit von Seiten

des

des Königs; im Fall er sich aber widersezte, würd' er sich des Königs Unwillen zuziehn, dessen fürchterlichen Ausbruch er über kurz oder lang befürchten müsse.

So war der arme Hoym von allen Seiten in der Presse. Konnt' er anders, als in alles willigen, was man von ihm verlangte? Er bat, statt aller Vergeltung dafür, um Erlaubniß, sich einige Monate vom Hofe entfernen zu dürfen, und der König gestand sie ihm zu.

Als Fizthum dem Königl diese Nachricht brachte, lief er voller Freuden zur Frau von Hoym, und erzählte ihr diese frohe Neuigkeit. — So bin ich also die Ihrige — rief sie — Wenn doch mein Glük lange — lange dauerte! Dem Herrn von Fizthum sagte sie tausend Verbindlichkeiten, reichte ihm eine Tabatiere mit Diamanten besezt, und bat ihn, sie als ein kleines Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Der König wollte diese Dose sehn. Er öfnete sie, und fand das Bildniß der Frau von Hoym darin. „Nein, Fizthum, nein! rief er, und drükt' es entzükt an seine Lippen — Das ist zu

gen für Dich. In keine andre Hände, als in die meinigen, soll dies Portrait kommen! Geh, laß es mir, und nimm mit zwanzig tausend Thalern vorlieb!

Das Dresdner Konsistorium versammlete sich; Herr und Frau von Hoym erschienen unter Bevollmächtigten, und verlangten Scheidung. Ihre Gründe waren diesem höchst gewissenhaften Richtstuhl einleuchtend. Er brach ihre Heurath, und erlaubte beiden Theilen, sich anderweitig zu vermählen. Der König bestätigte diese Sentenz, und noch an diesem Tage ward sie an alle Kirchthüren angeschlagen.

Frau von Hoym legte den Namen ihres Gemahls ab, und ließ sich Frau von Kosel nennen. Sie hatte Ehrgeiz, und wollte einen Titel. Der König ließ sie durch den Kaiser zur Reichsgräfin erheben. Diese Würde verschaffte ihr einen grossen Troß und viel Neider.

Weil der König durch die Scheidung volle Freiheit bekam, seine Liebe öffentlich zu erklären, so spart er weder Glanz noch Kosten, sie mit Nachdruk zu zeigen. Er gab der Gräfin

Kosel

Roſel ein Haus neben dem Schloſſe ein, in welches er über einen verdekten Gang, ohne geſehn zu werden, gelangen konnte. Bald darauf ließ er ihr ein Palais bauen, wo er ihr Zimmer für alle vier Jahrszeiten anlegen ließ. Ein Theil war mit Marmor verkleidet, und diente zum Sommer; ein andrer, mit prächtigen Lambris, Parkets und den prächtigſten Chineſiſchen Laken aufgeſchmükt und mit Spiegeln ausſtaffirt, war für den Winter; die Möbel darinn kamen ihm auf 200,000 Thaler; wer hereintrat, glaubte in eine Zauberwelt verſezt zu ſeyn. Da waren nichts als goldne und kriſtallene Vaſen, Gemählde, Betten von gold- und ſilbergeſtikten Brokard — alles von ſo feinem auserleſenen Geſchmak, daß man nichts fand, was nicht Muſter ſeiner Art hätte ſeyn können.

Als die Gräfin ſich in ſeiner Gunſt feſtgeſtellt ſah, dachte ſie darauf, alles zu entfernen, was ihr in dem Weg zu ſtehen ſchien. Der Kanzler Beichling war der erſte, der vor ihrer Herrſchſucht ſtürzen mußte. Er hatte zu ſehr wider ſie geſprochen, und dem Könige vorgeſtellt, daß die

[illegible] die er für sie verschwendete, besser angelegt werden könnten. Dies war genug zu einer Klage wider die Gräfin von Kosel. Sie beschuldigte ihn Unterschleifes und Untreue. Der König liess ihn fest nehmen, und nach dem Königstein bringen, und seine ansehnliche Güter einziehen. — Durch diese grosse That setzte sie ihre Macht fest, und zeigte, wie gefährlich es sei, sie zu beleidigen.

Nach dem Sturz des Kanzlers war Fitzthum der einzige Günstling, oder vielmehr der einzige Vertraute der Liebhabereien des Königs — denn in andre Sachen mischte er sich nicht. — Fitzthum war ein grosser, schön gewachsener und gebauter Mann; er hatte eine liebenswürdige Bildung, [illegible] seine Betragen, das Manier von Stand und Erziehung eigen ist; er war verträglich, höflich, gefällig und artlich, und achtete den König als seinen Freund.

Der Fürst von Fürstenberg und der Feldmarschall Graf von Flemming, wurden auch für Lieblinge geachtet; aber alles, was sich dem König in Dienst und Angelegenheiten nahte, konnte

nicht

nicht vorbringen, wenn er sich nicht der Gräfin Kosel unterwarf. Sie herrschte so unumschränkt, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet; sie war Beherrscherin des Königs und des Staats.

Während daß sich der ganze Hof zu ihren Füssen warf, wagt' es ein Lutherischer Geistlicher, sie von der Kanzel anzugreifen. Er verglich sie der Bathseba, und damit sie niemand verkannte, mahlt' er sie so zum sprechen, daß es ihm der geschickteste Mahler nicht gleich gethan haben würde. Sie erfuhr es, und ward äusserst aufgebracht darüber. Sie beklagte sich bitterlich und verlangte, daß der Pastor nach Verdienst für sein ungalantes Betragen abgestraft würde. Aber der König, der von jeher ein Feind aller Gewaltthätigkeit war, und im Herzen gestehn mußte, daß des Pastors Vergleichung so uneben nicht war, schlug es ihr diesmal (unhöflich genug!) ab, und sagte: die Prediger hätten alle Sonn- und Festtage eine Stunde, wo sie das Recht hätten zu sagen, was sie wollten; und dann müßte man sie reden lassen; wenn sich aber zu einer andern Zeit

[illegible] unterstände, wider ihren Respekt zu reden, so solle er nach Verdienst dafür bestraft werden. —

Als der König nach Polen abging, bat er die Gräfin, in Dresden zu bleiben; aber sie fürchtete zu sehr, ihn zu verlieren, als daß sie ihn allein sollen reisen lassen. Sie sagte: nur der Tod solle sie trennen — und er müßte sie mitnehmen.

Als die Fürstin von Teschen vernahm, daß der König nach Polen zurükkäme und seine neue Mätresse mitbrächte, verließ sie Warschau, und ging zum Kardinal-Primas ihrem Onkel, mit dem festen Vorsatz, seinen Haß wider den König anzuschüren. Aber dieser Entschluß der Rache verschwand, als sie einen Brief vom König erhielt. Er rief ihr darinn das Andenken an ihre Liebe zurük.

Ist es möglich, Fürstin — so schrieb er ihr — daß sich Liebe in Haß verwandeln kann? Ich, ich habe immer noch jene Achtung und Freundschaft für Sie, die reelle Bündnisse knüpfen; ich bin nur glüklich, wenn Sie es sind; und alle mein Bestreben soll dahin gehn,

alles

alles hervorzusuchen, was Sie vergnügt und ruhig machen kann. Könnten Sie anders für mich denken, Sie, deren edles, gutes Herz ich kenne, Sie, die mich ehemals liebten, Sie, deren Güte und Edelmuth so oft mich entzükten? Wollen Sie sich mit einem König, der Ihnen unbekannt ist, der nicht weiß, daß dem schönen Geschlecht Achtung gebührt, mit diesem König wollen Sie sich verbinden wider mich, mich? Nein, Fürstin, nein, unmöglich kann ich das glauben. Alle Damen, das weiß ich gewiß, werden auf meine Seite wider Sie treten, und Sie tadeln, daß Sie das Interesse eines wilden, unempfindlichen Tieres befördern, um einen andern niederzudrükken, der Sie immer schätzte, liebte, anbetete. Reden Sie mir das Wort, Fürstin, bei Ihrem Onkel, dem Kardinal; lassen Sie ihn nicht von der Treue wanken, die er mir versprochen hat, lassen Sie ihn die Verbindung mit mir unterhalten, damit wir einen Frieden schliessen können, der für die Nation, deren Kron' und Zierde Sie sind, und für einen König rühmlich

glich ist," der mitten unter Betrübnis und Unglük nicht vergist, daß er Ihnen ehemahls lieb war."

Ein Edelmann überbrachte der Fürstin diesen Brief. Sie konnte ihn nicht ohne Thränen durchlesen. Sie vergaß die Untreue des Königs, und hielt sich an das Andenken, daß sie ihn ehemals geliebt hatte. In ihrer Antwort verbarg sie ihm nicht, daß sie blos zu ihrem Onkel abgegangen sei, in der Absicht, ihm zu schaden. — „Aber, sagte sie, es hängt nicht von mir ab, Sie zu hassen. Ich will Ew. Majestät zeigen, daß ich des Vertrauens, dessen Sie mich würdigen, nicht unwerth bin, und an mir hat es nicht gelegen, wenn mein Onkel sich Ihrem Willen nicht unterwirft."

Und wirklich that sie alles, was eine Frau von Kopf thun kann, um ihrem Onkel in des Königs Interesse zu erhalten; aber der Entschluß, ihn abzusetzen, lag zu fest in des Kardinals Herzen. Er hatte zu dem Endzwek eine Unterredung mit dem Könige von Schweden, und die Fürstin war nicht im Stande, ihn von diesem gefährlichen Vorsaz abzubringen. Sie gab dem König

Nach-

Nachricht davon, und nun wuſte er keine andre Zuflucht, als ſeinen Muth. Er waffnete ſich mit Standhaftigkeit, und lies ſeine Armee aus Sachſen herüber kommen, um ſich dem Könige von Schweden, der mit ſchnellen Schritten auf Warſchau losrükte, entgegen zu ſtellen. Ob er gleich mitten in Krieg und Kriegsweſen war und webte, hing er die Galanterie darum doch nicht an den Nagel. Die Gräfin Roſel beſchäftigte immer noch den gröſten Theil ſeines Geiſtes und Herzens — und doch entſchlüpfte er ihr männichmal, und richtete ſeine Wünſche an Schönheiten geringern Ranges.

Zu Warſchau wohnte ein Franzöſiſcher Weinhändler, Namens Düval; der hatte eine auſſerordentlich ſchöne Tochter, genannt Henriette. Alles was jung und galant war, machte ihr den Hof. Keine Schönheit in Warſchau ward mehr gefeiert und zerſeufzt als ſie: Sie empfing ſie alle mit gleicher Höflichkeit und Gefälligkeit; niemand wuſte, wer der begünſtigte Liebhaber wäre. Dies Mädchen war der ewige Gegenſtand des Lobes aus Geſpräche der Hofleute. Einmal ſtand dem

Lager

Feder des Königs ein Haufen beisammen, und unterhielt sich auch von ihr. Er hört' es, und erkundigte sich, von welcher Schönheit die Rede sei. Sein Adjutant, von Ranzau, antwortete, daß es die Tochter eines Französischen Kaufmanns sei, das liebenswürdigste Geschöpfchen des ganzen Königreichs! Der König erwiederte nichts darauf; sobald er aber angekleidet war, befahl er Ranzau'n, ihm in sein Kabinet zu folgen. Hier erkundigt' er sich genauer nach Henrietten, und verlangte, daß er ihn zu ihr führte. Dieser Besuch ward für die nächste Nacht festgesezt. Der König sagte: er wollte sich verkleiden, damit ihn weder das Mädchen, noch sonst jemand erkennen könnte. Er verbot Ranzau'n, sich gegen die Gräfin Kosel etwas davon merken zu lassen. Der neue Werther hat seiner Seits auch den König, ihn vor dem Zorn seiner Mätresse zu schüzen. Dieser nahm ihm alle Furcht, und bestellte ihn mit Anbruch der Nacht in sein Vorzimmer. Darauf ging er zur Gräfin Kosel und sagte ihr: daß man ihm die künftige Nacht eine geheime Unterredung mit dem Graf Tobiansky,

Nes-

Messen des Kardinal Primas, angetragen habe; weil aber der Mann überall bekannt wäre, so hab' er's nicht gewagt, ihn aufs Schloß kommen zu lassen, sondern habe ihm ein Bürgerhaus bestimmt, wo sie sich beide verkleidet einfinden wollten. „Ich nehme Kanzan'n mit — setzte der König hinzu — Ich baue um so sichrer auf seine Treue, da er mit Ihnen verwandt ist, und ich Ihnen den Mann ganz allein zu danken habe!" Diese Worte, die der König, mit der ehrlichsten Miene von der Welt, ihrer Forschungsgabe in den Weg warf, drükten ihr die Augen zu. —

Wenn gleich mein Vetter mit Ihnen geht — erwiederte sie — werd' ich mich doch der Unruhe nicht erwehren können. Es können sich tausend verdrießliche Vorfälle zutragen. Warschau wimmelt von Verräthern, die Ihnen den Tod geschworen haben. Es darf nur einer Sie erkennen, so ist Ihr Leben in Gefahr!

Der König erwiederte lächelnd: jedem andern würd' er diese unnöthige Aengstlichkeit vergeben, aber bei ihr könne er sie nicht entschuldigen.

Als

Ach, sagte sie mit zärtlichem Eifer — man kann heldenmässig unerschrocken seyn, und doch für das zittern, was man liebt.

Der König erwiederte diese Zärtlichkeit mit tausend Küssen. Aber ein Einfall der Gräfin setzte ihn in die äusserste Verlegenheit. Sie zeigte Lust, ihn auf der nächtlichen Ausflucht zu begleiten.

„Lassen Sie mich mit Ihnen gehen — sagte sie — ich will Sie schützen. Wenn es jemand wagte, Sie anzugreifen, so will ich mit Ranzau Sie vertheidigen. Ehe man bis zu Ihnen vordringt, muß man mir das Leben erst nehmen!“

Der König war durch diese zärtliche Aeusserung gerührt. Er machte sich Vorwürfe, daß er sie hintergehen wollte, und war im Begriff, die Wahrheit zu gestehen. Aber die Furcht, daß diese Entdeckung sie betrüben würde, und daß er Ursach habe, sie damit zu verschonen. Er bat sie, zu Hause zu bleiben, und versicherte, daß er lieber die Unterredung aufsetzen, als sie in Gefahr bringen wollte. Die Gräfin gab nach, denn zu der Zeit hatte sie noch nicht die unum-

schränk

ſchränkte Gewalt über den König, deren ſie ſich in der Folge bediente.

Die Nacht kam, der König verkappte ſich auf das ſorgfältigſte, und begab ſich mit Ranzau nach Dävals Hauſe. Sie ließen ſich ein beſonders Zimmer geben, und es dauerte nicht lange, ſo ließ Ranzau, der der beſte Kundmann des Hauſes war, Henrietten kommen, und ſtellte ihr den König als einen ſeiner Freunde vor. Weil das Mädchen den König immer nur im Vorbeigehen geſehn hatte, und überdies nicht wol vermuthen konnte, daß er ihr einen Beſuch machen würde, ſo glaubte ſie Ranzau leicht. Als ſie ſich aber eine Zeitlang mit ihm unterhalten, und ihn einmal ſcharf ins Geſicht gefaßt hatte, fing ſie an, etwas zu ahnden.

Je mehr ich Sie anſehe — ſagte ſie — deſto mehr Aehnlichkeit find' ich zwiſchen Ihnen und dem Könige!

Es iſt wahr — erwiderte er — es haben mir ſchon viel Leute geſagt, daß ich die Ehre hätte, ihm gleich zu ſehn. Doch wünſcht' ich, ihm lieber in Macht ähnlich zu ſeyn, als in Figur,

um Ihnen ein glänzendes Glück verschaffen zu können.

Es ist mir nicht um Interesse — erwiederte Sie — Wenn mich der König liebte, so würde ich ihn mehr der herrlichen Eigenschaften, die man mir von ihm gerühmt hat, lieben, als darum, weil er mein Glück machen könnte.

O, wenn das ist, reizende Henriette, so lieben Sie mich doch der Aehnlichkeit wegen, die ich mit ihm habe!

Es ist wahr, Sie haben von aussen viel Aehnliches mit ihm, aber haben Sie auch das zärtliche Herz, das er besitzen soll? Das allein könnte ich lieben.

Ja, ja, Mädchen — rief der König entzückt — ich habe dies zärtliche Herz; ich habe alles, was der König hat, ich bin — ich selbst!

Mit diesen Worten warf er einen Ueberrock und eine blonde Perücke, die sein Haar verbarg, ab, und ließ ihr den Elephantenordensstern entgegenblitzen. — Henriette war wie vom Donner gerührt. Sie ward ängstlich, weil sie wider die Ehrfurcht, die ihm gebührte, verstossen zu

 haben

haben glaubte. Aber der König riß sie aus der Furcht, hat um Verzeihung, daß er sie so überrascht; aber er hätte zu viel Schönes von ihr gehört, als daß er sich das Vergnügen, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, länger hätte versagen können. Er fande mehr, als man ihm gesagt hätte, und fühl' es, daß er nicht so frei fortgehn würde, als er hergekommen sei. Henriette schlug die Augen nieder und antwortete in tiefer Ehrfurcht; sie war so bestürzt, daß sie wenig oder gar nicht wußte, was sie sagte. Der König machte sich ihrer Verlegenheit zu nutze, und bath ihr sein Herz an. Henriette hatte nicht Muth genug, es auszuschlagen. — Ueber seine Freude vergaß er, daß die Gräfin Moret auf ihn wartete, und brachte die Nacht unter Scherz und Spiel mit Henrietten zu, die nach und nach ihre natürliche Lebhaftigkeit wieder erhalten hatte. Sie sang und sprang und faselte; der König hätte wol gern gesehn, wenn sie noch etwas mehr gethan hätte; aber sie war nicht der Meinung, und der Monarch mußte sich unter ihre Laune fügen. Er schied endlich mit dem Versprechen, sie die künftige Nacht wieder zu besuchen.

Es war beinah heller Tag, als der König auf das Schloß zurükkam. Er fand die Gräfin Moiel am Kamine. Weil ihm das Bild der Henriette noch zu lebhaft vorschwebte, so fragt' er sie ziemlich kalt: warum sie sich nicht niedergelegt hätte?

Ich erwartete Sie — antwortete sie traurig — ich war für Sie besorgt.

Sie werden sich aber daran gewöhnen müssen — sagte der König — wenn Sie mich nicht immer um sich sehn. Wie wird es werden, wenn ich erst an der Spize meiner Armee bin? Da können Sie mir doch nicht folgen.

Warum nicht? — sagte sie — Ich folge Ihnen überall! An Ihrer Seite fürcht' ich nichts. — Aber, sagen Sie mir — fuhr sie fort — was ist Ihnen? Sie scheinen mir verdrießlich zu seyn —

Nichts weniger — antwortete er — aber es war mir nicht lieb, daß ich Sie noch auf fand.

Die Kälte, womit er sprach, erwekte der Gräfin Verdacht; aber sie hielt es für besser, so lange an sich zu halten, bis sie ihrer Sache gewiß wäre.

wäre. Sie legte sich nieder, und der König, den es schon gereute, ihr Unruh erwekt zu haben, wollte nicht von ihr gehn. — Von beiden Seiten fielen Zeichen der lebhaftesten Zärtlichkeit; aber der Verdacht der Gräfin ward dadurch nicht unterdrükt.

Als der König aufstand, um seinen Rath zu halten, nuzte sie seine Abwesenheit, und ließ Ranzau'n zu sich kommen. Sie fragte ihn, wo er mit dem König vorige Nacht gewesen sei. Er ließ sich nicht irre machen, und erwiederte frisch: Bei dem Graf Tobianoky. „Ich glaub' es Ihnen — sagte die Gräfin — aber nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie mich hintergehn, soll's Ihnen theuer zu stehn kommen."

Ranzau gab dem König Nachricht von seiner Unterredung mit der Gräfin.

Ich gestehs — sagte der König — Ihre Kousine macht mir Noth. — Ich liebe sie. Sie ist verzweifelt bigis, und zu allem fähig. Aber Henriette ist mir auch nicht gleichgültig. Was soll ich thun?

Lassen — erwiederte Ranzau — wird Sie nicht stark genug lieben, und behalten, was Ew. Majestät lieber ist.

Der König erwiederte nichts darauf, und ging zur Rosel. Er fand sie mit Thränen in den Augen.

Was ist Ihnen, Gräfin, sagte er, warum so traurig?

Ach, erwiederte sie, ich weiß nicht — aber mein Herz sagt mir, daß Sie mir untreu sind.

Der König gab ihr tausend Versichrungen, daß er's nicht sei, und zehntausend Gründe, daß er's nicht seyn könne, und beschwor sie, ihn nicht mit einem Verdacht zu martern, den er um sie grade am allerwenigsten verdient hätte. Um sie von ihren traurigen Vorstellungen loszureissen, erzählt er ihr, wie es mit seinen Angelegenheiten stände, und daß er noch einmal mit dem Graf Tobianoky heimlich unterhandeln müsse.

Ich habe nichts dawider — sagte sie — aber ich fürchte, Sie gehn nicht zum Graf Tobianoky.

Der König ward über dies Rezidiv böse, und sagte ihr rund und hell: Mißtrauen und Vorwürfe liebe er nicht.

Gegen die Nacht kehrt er zu Henrietten zurük. Er fand sie nicht mehr so zurükhaltend. Sie hatte ihrer Mutter entdekt, was zwischen ihr und dem König vorgefallen, und bei der Gelegenheit einige praktische Regeln und Lehren bekommen, die alle noch übrigen Skrupel gehoben, und sie zu einem brauchbaren Mädchen gemacht hatten. Ihre Tugend strich vor dem König; aber nicht ohne Thränen von Seiten Henriettens — und nie muß eine sterbende Keuschheit unter so süssen, seelen- und kraftvollen Seufzern verschieden seyn! — Sie sagten sich tausendmal: ich liebe Dich! ich liebe Sie! und das sagten sie sich auf mancherlei Weise!

Die Nacht war ziemlich weit vorgerükt, als der König fortging, und eh' er dies that, bat er Henrietten, ihre Liebe geheim zu halten. Er versprach, sie oft zu besuchen, und nahm von ihr das Versprechen, daß sie ihn als Mannsperson verkleidet mit Nanzau'n besuchen sollte.

als der König mit seinem Vertrauten fortging, hatte er ein Ebentheuer, das die ganze Geschichte an den Tag brachte. Ein Offizier von der Garde war bis zum Sterben in Henrietten verliebt. Er hatte schon zwei Tage hingeseufzt, ohne sie sprechen zu können, als ihm ein Dienstmädchen aus dem Düval'schen Hause sagte: Henriette habe zwei Nächte hintereinander mit dem Herrn von Ranzau und einem andern Offizier zugebracht. — Eifersucht und Wuth bemächtigten sich des Gardeoffiziers. Er schwur Tod und Verderben dem, der ihm seine Geliebte entwandt, und um seiner Sache gewiß zu seyn, nahm er seinen Bruder, der auch Offizier unter der Garde war, mit sich, und erwartete mit ihm in einiger Entfernung vom Düval'schen Hause, den Herrn von Ranzau. — Als sie ihn von weitem kommen sahen, schrie'n sie ihm zu: Zieh! Zieh! aber Ranzau, welcher befürchtete, daß der König entdekt werden möchte, und glaubte, daß die Drohenden ihn verkennten, weil er sich nicht erinnerte, jemand beleidigt zu haben, hielt es fürs beste, sich zu nennen, und sagte: wenn sie wirklich an ihn wollten; so

wär

wär' er bereit, ihnen Genugthuung zu geben, nur sollten sie so lange Geduld haben, bis er sich eines wichtigen Auftrags vom König entledigt hätte. — Nein, schrie der eine, Du sollst mir nicht entgehn. Sieh! Du hast mir mein Mädchen untreu gemacht! Du sollst mir das Leben nehmen, oder ich Dir.

Ranzau griff nothgedrungen nach dem Degen. Der König ließ ihn, so lang' er sah, daß der andre Offizier beim Zusehn blieb; als sich dieser aber mit seinem Bruder verband, um Ranzau'n niederzuhauen, sprang der König mit bloßem Degen dazwischen, drang auf den zweiten Offizier, und gab ihm solch einen kräftigen Hieb über den Arm, daß er den Degen sinken ließ. Während er ihn aufhob, kam eine Kutsche vorbei. Die Bedienten hatten Fackeln. Der entwaffnete Offizier erkannte den König; er rief seinem Bruder, aufzuhören, und warf sich dem König zu Füssen.

Ich habe den Tod verdient — rief er — und wäre zu glücklich, wenn ich von der Hand Ew. Majestät stürbe. Ich bitte nicht um Gnade; mein Verbrechen ist unverzeihlich!

„Sie irren — sagte der König — alle Fehler, wenn sie nicht aus bösen Triebfedern kommen, sind bei mir verzeihlich. Ich entschuldige den Übrigen, weil ich weiß, daß Ihr Angrif nicht mich gegolten hat. — Aber ich befehl' Euch hiebei, daß ihr Ranzau'n der Beleidigung wegen um Verzeihung bittet, und ihm in Zukunft die Achtung erweiset, die Ihr ihm schuldig seid.

Darauf las er ihnen über ihr Betragen noch den Text, empfahl ihnen in Zukunft mehr Behutsamkeit, und verbot ihnen, bei Strafe seiner Ungnade, von der Geschichte zu reden und auszuplaudern, daß sie ihm entgeschlüpft. Er entfernte sich, und ließ die Offiziers so voll Schrek, und zugleich so voll Staunen über seine Güte zurük, daß sie ihm dafür nicht einmal danken konnten.

Sie hielten sich für verlohren, kamen den folgenden Tag zu Ranzau, baten ihn des Geschehenen wegen um Verzeihung, und verlangten in Leid und Wehmuth, daß er ihnen den Abschied verschaffen möchte, weil sie nach dem entsezlichen Fehler doch schwerlich je auf Avancement rechnen dürften. Ranzau stellte dem König ihr

Ver-

Verlangen vor. Er ließ die Offiziers kommen. „Ich habe Sie meiner Verzeihung schon einmal versichert — sagt er zu ihnen — und wenn ich Sie jetzt habe rufen lassen, so ists geschehn, um Ihnen über Ihr schlechtes Vertrauen zu meinem Wort einen Verweis zu geben. Sie sollen nicht aus meinen Diensten gehn; führen Sie sich brav auf, und seyn Sie versichert, daß ich für Sie sorgen werde.

Er entließ sie, und reichte ihnen die Hand zum Kuß. Nachher schikt er jedem hundert Dukaten Schrek- und Wundengeld.

Unterdessen sah die Gräfin von Rosel wol, daß der König nicht mehr der feurige, angenehme Liebhaber war. Sie zweifelte nicht mehr daran, daß ihr eine neue Liebschaft ins Gehege gebrochen; aber soviel Mühe sie sich auch gab, konnte sie selbige doch lange nicht entdecken. Nach langen vergeblichen Nachforschungen erfuhr sie endlich von einem Kammerdiener: daß der König öfters ganze Stunden mit einem jungen Menschen zubrächte, dessen Schönheit verbunden mit dem geheimnißvollen Betragen, womit

man

und die in des Königs Zimmer führte, ziemlich deutlich vermuthe: daß er ein verkleidetes Mädchen sei. Diese Entdeckung klärte ihr auf einmal alle Zweifel auf, die sie bis jezt gepeinigt hatten; aber ihr Zustand ward dadurch nicht weniger traurig. Weil sie von Natur stolz war, so kostete es ihr freilich viel Mühe, zur Gelassenheit und Güte ihre Zuflucht zu nehmen; aber sie hatte mit dem König noch keinen Streit gehabt, und als eine Frau von Verstand sah sie sehr gut, daß sie nicht mit dem Kopf durchbrechen durfte, wenn er sich nicht mit Güte zurükführen liesse. Sie war eben in Gedanken, wie sie sich dabei benehmen sollte, als der König hereintrat. Als er ihre traurige Miene sah, erkundigte er sich nach der Ursach ihres Kummers, und warum sie immer weine, so oft er sie sähe. Sie antwortete ihm mit folgenden Versen aus einem Französischen Trauerspiel:

Il faut bien que je pleure,
Mon insensible Amant ordonne que
meure.

Der König erröthete bei dieſen Worten, und ſah ſie zärtlich an. Was wollen Sie mit dieſen Vorwürfen ſagen? — nahm er das Wort — Ich verdiene Sie nicht. — Nun brach ſie mit allem, was ihr auf dem Herzen lag, unter Thränen heraus. Als der König ſah, daß ſie ſo genau unterrichtet war, konnte er ſich mit nichts helfen, als daß er alles geradezu für falſch erklärte. Er verſicherte ſie: das vorgegebene Mädchen ſei nichts mehr und nichts weniger als ein Neffe Brebendofsky's, des Kaſtellans von Kulm, welchen ihm dieſer Herr ſendete, um ihm von den Anſchlägen der Rebellen Nachricht zu ertheilen. Es ſei richtig, daß er ihn auf ſeinem Zimmer behalten, aber nur ſo lange, als hinreichte, um dem Kaſtellan von Kulm antworten zu können; von der Zeit an hab' er nichts wieder von dem jungen Menſchen gehört; wenn es wirklich ein Mädchen geweſen wäre, das er liebte, ſo würde es ihm ein Leichtes geweſen ſeyn, wieder zu ihr zu gehn; er ſähe wol, daß man ihm Waffen in die Hände geben wollte, um ſich ſelbſt aufzureiben, denn nichts wäre ihm verdrießlicher, als dergleichen peinigende Läuterungen und Zänkereien.

Sein standhaftes Leugnen verdroß die Gräfin; sie ward äusserst aufgebracht und hizig.

Gut, sagte sie, ich muß Ihnen glauben! Aber ich sage Ihnen, daß ich nicht das Schikſaal Ihrer andern Mätreſſen haben will. Sie schworen mir ewige Treue; ich glaubte Ihnen; verließ meinen Gemahl, verlor meinen guten Namen. Es koſtet Ihnen das Leben, wenn Sie mich hintergehn. Ein Piſtol ſchieß ich Ihnen vor den Kopf, das andre mir, zur Strafe, daß ich ſo ſchwach war, und Sie lieben konnte.

So äuſſerſt ſeltſam das Benehmen der Gräfin war, konnte ſich doch der König des Mitleids nicht erwehren. Er beſänftigte ſie ein wenig, und verließ ſie ſehr ſpät.

Während er auf Mittel dachte, ihre Eiferſucht zu beſänftigen, kam ein Kourier mit der Nachricht, daß die Schweden mit forcirtem Marſch auf Warſchau vorrükten. Nun nahmen andre Sorgen in ſeinem Herzen Raum. Er mußte fliehn. Die Polen dachten niedrig genug, um das eiſerne Joch Karls XII. der väterlichen Regierung Auguſts vorzuziehn. Sie verlieſſen ihn.

Die

Die noch bei ihm blieben, waren zu wenig, um ihm den Thron zu erhalten, und wollten doch nicht, daß er seine Armee aus Sachsen herüberkommen liesse.

Der heldenmüthige Mann war sich nun selbst Hülfe und Zuflucht. Alles, was die feinste Politik erſinnen kann, wandt' er an, den Fortschritt seines Feindes zu hemmen. Er ging nach Krakau; zog ein Korps zusammen; ließ seine Sachsen kommen; und als er sich im Stande sah, sich mit dem unversöhnlichen Karl zu messen, ging er ihm entgegen, mit dem festen Entschluß, eine Schlacht zwischen ihm und dem rauhen Schweden entscheiden zu lassen.

Aber noch eh er sich an die Spitze seines Heers stellte, schikt' er die Gräfin Rosel nach Sachsen. Ihre Trennung war zärtlich, aber nicht weibisch. Die Gräfin beschwor ihn, bei ihm bleiben zu dürfen. „Ich nehme Mannskleider — sagte sie — ich will an Ihrer Seite fechten. Ich rechne Blut und Leben für nichts, beides geb' ich gern und willig für Sie!“ — Nein, Gräfin — erwiederte der König — Ihr Leben iſt mir theuer.

Sie

Sie müssen es mir erhalten. Verlangen Sie nicht, daß ich aufs Spiel seze, was mir das Liebste ist — Sie und meine Krone! Gehn Sie nach Dresden. Wenn ich weiß, daß Sie in Sicherheit sind, werd' ich noch einmal so muthig kämpfen. Das Vergnügen, Sie wieder zu sehn, soll mein Sieg und Triumph seyn, darum können wir beide nicht entgehn!

Die Gräfin wagt' es nicht, weiter in ihn zu dringen. Sie willigte in ihre Abreise. Weil aber der Verdacht, den sie in Warschau gefaßt hatte, immer noch nicht bei ihr verloschen war, so ergriff sie diese zärtliche Augenblicke, um den König zu fragen: ob er wirklich gegründet gewesen? Der Monarch hatte Henrietten (sie war in Warschau, und er in Krakau!) lügst ertappet, und gestand die Wahrheit. Die Gräfin schien äusserlich nicht böse darüber; aber im Herzen brannt' ihr der Verdruß; sie beschloß an Kanzau'n Rache dafür zu nehmen.

Sie ging endlich nach Dresden ab. Hier kann man dreist sagen, regierte sie mehr, als der

Fürst

Fürſt von Fürſtenberg, der damals Stadthalter, oder Vize-König von Sachſen war.

Der König rükte wider Karl XII. an. Beide Monarchen hatten ſich im Geſicht, in der Ebene von Kliſſau. Das Treffen nahm den Anfang. Beide thaten Wunder der Tapferkeit; endlich ſiegte Karls XII. Stern; er trug einen vollkommnen Sieg davon. Friedrich Auguſt zog ſich nach Krakau zurük; als ihm aber der Sieger auf der Ferſe folgte, verließ er dieſen Plaz, und ging nach Lublin, um einem Reichstage beizuwohnen, an welchem nichts beſchloſſen ward. Von da ging er nach Sachſen..

Als er nach Dresden kam, fand er die Gräfin Koſel im Gebären. Aber das hinderte ihn nicht, zu ihr zu eilen. Seine Gegenwart linderte ihren Schmerz, und nach einigen Augenblicken kam ſie mit einer Tochter nieder. Man brachte ſie dem König, er nahm und küßte ſie, und nannte ſie ſeine Tochter. Die Gräfin war vor Schmerz ſo kraftlos und matt, daß ſie den König nicht ſprechen konnte; ſie drükte ihm nur die Hand, und ſah ihn zärtlich an. Der König war ſo gerührt,

ihm die Thränen in die Augen traten. Als ihr Schmerz sich ein wenig gelegt hatte, sagte und stammelte sie alles, was die lebhafteste Einbildungskraft Zärtliches erdenken kann. Der König fragte sie, ob sie ihn noch liebe, da er überwunden sei. „Ich würde Sie lieben — rief sie mit einer Anstrengung, die für ihren Zustand gewaltsam war — Ich würde Sie lieben, und wenn Sie in Fesseln lägen!“

Während der sechs Wochen kam der König nicht von ihrem Bette weg; er diente ihr mit angelegentlichster Sorgfalt. Einmal, als sie mit einander kos'ten, erschien der Herr von Bose, Minister und Staatssekretär, und brachte dem Könige einige Depeschen, die er eben erhalten, unter andern einen Brief aus Warschau. Der König erbrach ihn, lächelte und ward roth. Die Gräfin fragte ihn, wovon darinn die Rede sei, und wünschte ihn zu lesen. Er wollte ihn nicht zeigen. Die Neugier übermannte sie, sie sprang aus dem Bette und riß ihm den Brief aus der Hand. Bei dieser Gelegenheit ließ sie den König und den Herrn von Bosen etwas sehn, das

Läſſig ſträubend nur,
Die überwundne Schaam dem Blik der
Liebe wehrt.

Sie fand, daß der Brief von Henrietten kam. Sie that ihm kund, daß ſie mit einer jungen Tochter niedergekommen, und wünſchte ſeinen Befehl: was ſie damit verfügen ſollte. „Erſäufen — rief die Gräfin — erſäufen! Ich wollt', ich könnte die Mutter hinterdrein ſtürzen!“

Der König lachte von ganzem Herzen über dieſen Ausbruch ihrer Eiferſucht; aber die Gräfin nahm die Sache mehr als zu ernſthaft, und ſagte: wo er ſich unterſtände, und dem Geſchöpf antwortete, oder das Kind für das ſeinige erklärte, ſo nähme ſie die Poſt, flöge nach Warſchau — Mutter und Kind erdroſſl' ich, Mutter und Kind!

Wollte der König Ruhe haben, ſo muſſt' er ihr verſprechen, weder an Mutter noch an Kind zu denken. — Aber eben dies Kind, das damals ſo verachtet war, erkannte der König nachmals für das ſeinige; gab ihm den Titel einer Gräfin

Holsteka, und vermählte sie mit einem jüngern Prinzen aus dem Hause Holstein-Bek.

Indessen hatte diese Gräfin, trotz ihrer Eifersucht, Anbeter, deren Opfer ihr so unangenehm nicht waren; ob es gleich wahr ist, daß sie selbige nur brauchte, um sie dem König und ihrem eignen Interesse aufzuopfern.

Einer von ihnen war der Graf von Lecherenne, ein Edelmann aus Savoyen, der mit seinem Bruder, einem Maltheserritter, nach Dresden gekommen war, um sein Glük zu machen. Sie hatten sich gleich anfangs zur Gräfin Kosel gehalten; denn dies war der einzige Weg, den man zu seinem Glük gehn konnte, weil sie Gunst und Ehrenstellen in Händen hatte. Sie ließ sie unter die Kammerjunker des Königs aufnehmen. Während sie allein in Dresden war, hatten sich diese Herren sehr geschikt in ihre Gunst einzuschleichen gewußt. Aber der Graf hob den Ritter aus dem Sattel. Er besaß einen feinen Verstand, angenehmen Witz, war fein, einschmeichelnd, biegsam, ließ sich in seinem Gang durch keinen Skrupel irre machen. Die verbindliche Art, womit

mit

mit ihm die Gräfin vor andern auszeichnete, ward von ihren Feinden boshaft ausgelegt. Weil sie ihr von keiner andern Seite zu Leibe konnten, als wenn sie den König zum Bruch mit ihr bewogen, so thaten sie alles, ihn zu überreden, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen seiner Liebe zu ihr, und ihrer zu ihm statt fände. Aber dies war seine delikateste Saite, wer sollte sie anschlagen? Und doch wußten diejenigen, die es unternahmen, sie in Schwingung zu bringen, es so fein anzufangen, daß ihr Vorhaben nicht ans Licht kam, daß ihre List nicht einmal argwöhnt ward. Um ihr Vorhaben desto eher durchzusetzen, stellten sie dem Könige vor, wie wenig Achtung die Gräfin bei der und der Gelegenheit gezeigt, und machten dies so, mit solch einem unverschämten Umwes, daß der König, so hell auch sein Geist war, Mühe hatte, sich nicht von dem Scheine der strengsten Redlichkeit täuschen zu lassen.

Als alles das nur einen ganz leichten Eindruk auf ihn machte, nannten ihm die Feinde der Gräfin, deren Haupt und Anführer der Fürst von

[redacted]berg war, den Graf von Lacherenne als seinen Nebenbuhler rund heraus. Er ging zur Gräfin, um sich Aufklärung darüber zu holen. Er fand sie in ihrem Kabinet mit Musterung eines Gemähldes, das seine Krönung vorstellte, beschäftigt.

So, Madam? — fing er mit einer etwas verächtlichen Miene an — Würdigen Sie mein Portrait noch Ihres Blikes? oder sehn Sie sich nach einem andern Gegenstande auf dem Gemählde um?

„Ich glaube nicht — erwiederte die Gräfin — daß ein Mann von Ihrer Bildung, im Ernst befürchten wird, daß man seine Augen von ihm abwende, um einen andern zu suchen! Selbst wenn Sie mit dem flatterhaftesten Weibe unter der Sonne zu thun hätten, würden Ihre Verdienste Sie über dergleichen Verdacht erheben!“

Bis jezt glaubt' ich das! — erwiederte der König — Aber man betrügt sich zuweilen, besonders gutherzige Leute, die von dem Aeussern aufs Innere zu schliessen gewohnt sind.

Aus dieſer Aeuſſerung ſchloß die Gräfin: der König ſei eiferſüchtig. Sie freute ſich im Herzen darüber, denn es war Beweis, daß er ſie liebte. Indeſſen ſtellte ſie ſich, als wenn ſie ſich dadurch beleidigt fände.

„Ich weiß nicht — ſagte ſie — was Sie mit dieſen räthſelhaften Worten ſagen wollen, und eh Sie ſich nicht entſchlieſſen, deutlicher zu reden, kann ich meine Rechtfertigung nicht unternehmen.

Sie wird Ihnen vielleicht ſchwerer werden, als Sie denken — ſagte der König mit einem ernſthaften Air, das der Gräfin Unruh erweckte — und vielleicht kann ich Sie von Dingen überführen, von denen Sie ſchwerlich gewünſcht und gehofft haben, daß ſie mir zu Ohren kommen würden.

Sie erwiederte dieſe Worte mit nichts, als mit Ergieſſungen der lebhafteſten Zärtlichkeit. Alles, was ihr die brennendſte Liebe eingeben konnte, ſetzte ſie in Bewegung, und die Thränen die bei jedem Ausbruch ihres Schmerzens, ihrer Zärtlichkeit, ihres Haſſens floſſen, rührten das Herz ihres erzürnten Liebhabers. Als ſie ihn

betrübt sah, bat sie ihn, den Grund seines Unwillens zu entdecken; und schwur, daß sie ihrer Seits die ganze Wahrheit gestehn wolle, und setzte hinzu: daß sie, wenn sie sich auch wirklich strafbar fände, ein viel zu grosses Vertrauen auf seine Großmuth setzte, als daß sie nicht Verzeihung dafür hoffen sollte. Der König gestand ihr alles, was man ihm von ihr Widriges hinterbracht hatte. Sie leugnete ihrerseits auch nicht, daß der Graf von Lecherenne sie mit seiner Liebe unterhalten habe; versicherte aber, daß sie dieselbe niemals erwiedert. Sie würde ihn fortgeschikt haben — setzte sie hinzu — aber, weil sie viel Verstand und Witz bei ihm gefunden, und weil sie in der Abwesenheit ihres Königs schreckliche Langeweile gehabt, so hätte sie es für kein Verbrechen gehalten, seine Besuche anzunehmen, und dies sey nun geschehn, nachdem sie ihm streng verboten, ein Wort von Liebe fallen zu lassen.

Der König beruhigte sie, und versprach, von nun an den Neuigkeitsträgern nicht mehr zu glauben. Seine lächerliche ungegründete Furcht sollte seinem Herzen die Zärtlichkeit entreissen, die es

ihr

ihr geſchworen, und ſie ſollte ſich in dem Fall ganz auf ſein Wort verlaſſen. — O, ſagte die Gräfin, wenn Ew. Majeſtät zugeben, daß die Verläumdung bis zum Thron vordringt, ſo iſt zu fürchten, daß ſie am Ende Ihrer eignen Perſon nicht ſchonen, daß ſie das allerheiligſte ſchmähen und begeifern wird. — „Seyn Sie ruhig, Gräfin — erwiederte der König — ich will Verfügungen dawider treffen!“ — Darauf bat ſie ihn, ihr diejenigen zu nennen, die ihm jene Nachricht hinterbracht; aber der König wollte ihr niemand entdecken. — „Seyn Sie damit zufrieden — ſagt' er — daß ich ſie für verläumderiſche Leute erkläre, und ihnen kein Wort wieder glaube.“

Er verließ ſie, von ihrer Unſchuld völlig überzeugt, und aufgebracht wider die dienſtfertigen Zuträger und den Graf von Lecherenne, welchen er aus ſeinen Dienſten und aus Dresden ſchikte.

Ehe Luttrer abreiſte, wollt' er die Gräfin noch einmal ſehn. Er war an ihrer Thür; aber ſie ließ ihm ſagen: ſie dürfte von niemand Beſuch annehmen, den der König verbannte. Um ihm

Gleichgültigkeit zu zeigen, wie ungern sie seine Abreise sähe, schikte sie ihm einen Ring, den ihr der König kurz vorher gegeben hatte. Mit diesem machte sich der Graf auf den Weg.

Einmal war der König beim Ankleiden bei ihr, und bemerkte, daß sie den Ring nicht mehr hatte. Er erkundigte sich nach ihm. Sie that verwundert, daß sie ihn nicht hatte, und fragte ihre Kammerfrauen, wo er geblieben; diese antworteten zum Unglük, weil sie vermuthlich nicht recht unterwiesen waren: sie hätten ihn schon seit vier oder fünf Tagen nicht mehr gesehn. Weil dies grade die Zeit war, wo der Graf abreis'te, so zweifelte der König nicht, daß sie ihm beim Abschiede den Ring gegeben. Dieser Gedanke machte seine Eifersucht von neuem so rege, daß er sich heftiger, als gewöhnlich, erzürnte, und ihr lautend bittre Vorwürfe machte. Schwerlich würde die Gräfin selbige so geduldig angehört haben, wenn sie sich unschuldig gewußt hätte.

Während diese kleine Zänkereien den König und seine Mätresse beschäftigten, krönte Karl XII. Stanislaus Leczinsky'n in Warschau, und

rüfte

rükte mit diesem neuen König, der glänzendsten Trophäe seiner Siege, auf Sachsen zu. Weil ihnen August keine Armee entgegen stellen konnte, so sah er sich gezwungen, einen Frieden, wie ihn Karl ihm vorschrieb, zu unterzeichnen. Aber darum rükte Letzterer doch in Sachsen, und hob unerschwingliche Kontributionen. — Es ist bekannt, daß er sich endlich aus diesem Lande zurükzog, um den Czar, Peter den Grossen, abzusezen; daß ihm diese Unternehmung nicht glükte; und daß er selbst das merkwürdigste Beispiel von der Unbeständigkeit des Glüks und der Eitelkeit der menschlichen Gröse ward.

Friedrich August starb mitten unter seinem Unglük groß. Niemals hörte man ihn über unglükliches Schiksal, oder über die Undankbarkeit der Polen klagen. Die Gräfin Kosel, die immer befürchtete, daß ihm innerer Gram am Herzen nagen möchte, sezte alles in Bewegung, um ihn zu zerstreuen — jeder neue Tag sah ein neues Festin! Der König liebte die Vergnügungen, überließ sich ihnen aber nicht ganz; der Krieg hatte Reize für ihn; weil ihm aber seine Umstände

nicht

[illegible] erhalten, dem Usurpator seiner Krone entgegen zu gehn, so verfügte er sich nach Flandern, zur Armee der Alliirten. Er blieb inkognito, und bediente sich des Heergeräths des Prinzens Eugen's von Savoyen. Alle Nationen, woraus die Armee bestand, bewunderten seinen Muth und seine grosse Erfahrung in der Kriegskunst. Seine Kühnheit sezte ihn einigemal so in Gefahr, daß ihm der Prinz Eugen und Herzog von Marlborough Vorstellungen darüber thaten. Er erwiederte lächelnd: Im Kriege müsse man Kalvinist seyn, müsse man Prädestination glauben.

Als er sich von der Disposition des Angriffs einen genauen Begriff gemacht, und sahe, daß sich die Belagerung von Lille sehr in die Länge ziehn würde, wenn auch selbst die Franzosen keinen [illegible] machten, die Stadt zu entsezen, fasst er den Entschluß, nach Sachsen zurükzugehn. Er ging über Brüssel, und um das Ceremoniell zu vermeiden, fuhr er unter dem Namen eines Grafen von Torgau kurz vor Thorschluß in die Stadt hinein. Er ging noch an demselben Abend in die Oper, in welcher sich

eine

eine gewisse Mamsell Düparc auszeichnete. Sie hatte Schönheit, Anmuth, und war unstreitig eine der geschiktesten Tänzerinnen ausserhalb Frankreich. Sie gefiel dem König. Er ließ ihr ein Souper bei dem berühmten Traiteur Vernus, in der Abondance, anbitten. Der König, als Graf von Torgau, Herr von Fizthum und Baudiz, und der Graf von W**, der die Gesellschaft angestellt, waren schon da. Ueber der Tafel besiegte Düparc den König ganz. Sie war schon an sich liebenswürdig, aber wenn sie das Glas in der Hand hatte, war sie's noch tausendmal mehr. Er sagte ihr hundert schöne Sachen; und gefiel der Düparc, denn sie war Kennerin. Sie hatte auch das gewöhnliche Französische Vorurtheil, daß niemand als die Franzosen Wiz und Verstand besässen, und wollte nicht glauben, daß der Graf von Torgau ein Teutscher sei.

„Sie sind Franzos — sagte sie — Sie haben ganz den Geist, das Air, die Politesse!“

Im Ernst nicht! sagte der König — Ich bin ein ehrlicher Sachse, der alles sagt, was er denkt, und alles bei seinem rechten Namen nennt!

„Ein

„Ein Sachse? ein Sachse! — nahm die Dupanc das Wort — O, erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem König. Es soll ein unvergleichlicher Herr seyn!“

Sie setzte hinzu: daß sie nun schon seit zwei Jahren eine alte Tante plagte, die sie in Dresden unter den Französischen Komödianten hätte, sie in die Dienste des Königs zu bringen: sie hätte ihr aber immer geantwortet, es wäre alles besetzt. Der König erwiederte: ihre Tante hab' es vermuthlich nicht recht anzugreifen gewußt, und wäre vielleicht nicht recht Willens, sie zu sehn; sonst hätte ihr eine Stelle als erste Tänzerin nicht entgehn können. Wenn sie noch Lust hätte, nach Dresden zu gehn, so versprach' er ihn Unterkommen, und ansehnlichen Gehalt. Die Dupanc nahm das Anerbieten an. Der König sagte ihr, daß er morgen abreis'te und bot ihr eine Stelle in seinem Wagen an; aber sie verbat es unter dem Vorwand, daß sie noch einige Angelegenheiten in Brüssel zu besorgen habe. Sie versprach aber in vier Wochen nachzukommen, und der König gab ihr eine Börse mit tausend

Duka-

Dukaten, als Reisegeld und als Verpflichtung, ihr Versprechen zu halten. Er wollte noch etwas mehr, aber die Düparc trieb ihn ab, und sagte lachend: er habe nicht nur Geist und Wiz eines Franzosen, sondern auch dessen Lebhaftigkeit. Doch wollte sie ihm gesagt haben, daß sie zwar keine Vestalin sei, aber darum nicht mit dem ersten Schlag stürzte; wenn sie sein Herz erst gewiß hätte, dann wollte sie ihn lieben; ehe sie sich aber damit einliesse, müsse sie erst den Karakter dessen studiren, dem sie ihr Herz schenkte. Der König wollte ihre Gründe in die Pfanne hauen; aber vergebens! und dadurch ward seine Neigung zu ihr immer stärker. Er beschwor sie, je eher je lieber nach Dresden zu kommen; sie versprach's, und als er sie verließ, drehte er ihr noch einen Ring von Werth an den Finger.

Den folgenden Tag reiste der König ab, und kam in wenig Tagen nach Dresden. Er fand die Gräfin Rosel zum zweitenmal in Wochen, wieder mit einer Tochter. Sie hatte viel und mancherlei zu klagen über den Statthalter Fürst von Fürstenberg und den Feldmarschall von

Stimmung, die ihr nicht die schuldige Achtung erwiesen haben sollten. Und wirklich hatten sich diese Herren, weil sie ihre Befehle vom König hatten, geweigert, den Befehlen der Gräfin zu gehorchen. Der König versöhnte sie wieder, denn er konnte Zänkereien nicht leiden, und hätt' es gern gesehn, wenn sich seine Mätresse mit seinen Ministern vertragen hätte; aber beide Parteien wichen keiner der andern um ein Haar breit, und suchten alles hervor, sich wechselseitig zu schaden.

Der König lebte in Verträglichkeit und Frieden, ohne den Dämon Eifersucht zu kennen, mit der Gräfin fort, als Mamsel Düparc ankam, und ihre Ruhe störte. Der König war grade in Morizburg, als sie in Dresden ankam. Sie fragte alle Welt nach dem Grafen von Torgau, aber niemand wußte ihr Nachricht von ihm zu geben. Ihre Tante führte sie zum Herrn von Murdache, Kammerherrn und Maitre des Plaisirs des Königs. Er empfing sie auf ganz andern Fuß, als er sonst Leute vom Theater zu empfangen pflegte; sagte ihr: daß er königliche Ordre habe, sie unter die Hoftänzerinnen aufzunehmen,

— ihre

ihre Wohnung und alle nöthige Möbel zu beſorgen, und daß Se. Majeſtät wünſchten, ſie in der Prinzeſſin von Elis debütiren zu ſehn.

Mamſell Dayarc war über dieſe gütige Aufnahme entzükt; zeigte dem Herrn von Murdachs ihre Erkenntlichkeit, und fragte ihn: durch welchen glüklichen Zufall ſie dem Könige bekannt geworden wäre. Murdachs erwiederte: vermuthlich haben Sie es dem Grafen von Torgau zu danken. Mehr konnte ſie nicht herausbringen. Sie und ihre Tante verlieſſen ihn, voll Verwunderung und Staunen über das, was ſie gehört hatten. Sie grübelten hin und her, wer der Graf von Torgau wol ſeyn könnte; ehwol ſie an zu wittern fingen, daß es der König wol ſelbſt ſeyn möchte, wagten ſie doch nicht, ihn zu nennen. Denn die Tante fürchtete, ihrer Nichte dadurch zu ſehr zu ſchmeicheln, und leztre befürchtete, ſich zu irren, und zu viel Eitelkeit bloß zu geben. „Aber, wenn's der König wäre — ſagte ſie bei ſich — warum verbirgt er ſich? Warum gibt er ſich nicht zu erkennen? Warum handelt er ſo geheimnisvoll mit mir?“ — In der einen Minute

rief sie: Ja, ja, er ists! in der zweiten: Nein, nein, er ists nicht! In dieser Unwissenheit und Unruhe blieb sie bis an den Abend der Vorstellung.

Am Morgen dieses Tages brachte man ihr einen Kosser mit Karmoisinsammet beschlagen und mit Gold bordirt, und sagte dabei: er käme vom Grafen von Torgau. Mehr wollten die Ueberbringer nicht sagen. Sie mochte hin und her fragen und examiniren, wie sie wollte, sie blieben stokstumm, und antworteten nur durch Zeichen. Als sie den Kosser öfnete, fand sie zwei prächtige Anzüge, einen für's Theater, einen zum Ausgehn. Bei ihnen lag alles, bis auf das kleinste und unbedeutendste, was zum Ankleiden gehört — Schuhe sogar. Die Taschen waren voll von theuren Juwelen; unter diesen fand sich ein Schreibtäfelchen mit Gold umfaßt. Sie öfnete es, und fand auf dem ersten Blatt einige Zeilen, womit sich der Graf entschuldigte, daß er sie noch nicht besuchen können; er bat sie, diese Kleider als Vorläufer größrer Verbindlichkeiten, die er ihr schuldig sei, anzusehn; und schloß damit: daß er sich den Abend bei ihr zu Tische bat. Mamsell

Dü-

Düparc war ausser sich vor Freuden, daß sie endlich den wahren Stand ihres Liebhabers erfahren sollte.

Sie kleidete sich mit aller Sorgfalt eines Mädchens, das auf eine grosse Eroberung denkt, und erschien endlich auf dem Theater, mehr wie Königin, als Tänzerin, so äusserst glänzend war ihr Anzug. Die übrigen Operisten bewunderten und beneideten sie; und konnten nicht begreifen, woher sie die prächtigen Kleider hätte.

Der König erschien mit der Gräfin Mosel. Mamsell Düparc, die vor Neugier, ihn zu sehn, brannte, stellte sich hinter eine Koulisse, seiner Loge gegenüber. Wie stark und mächtig ward sie überrascht, als sie sah, daß der König selbst ihr Liebhaber war! Psyche kann keine so erschütternde Freude empfunden haben, als sie sah, daß es Amor selbst war, der sie von der Spize des schauervollen Felsen herabgeführt! — Der Düparc Freude war so heftig, daß sie in eine Art von Ohnmacht fiel. Der König bemerkt' es und rief dem Akteur Belton zu, ihr zu Hülfe zu kommen, reichte ihm auch aus seiner Loge seinen eigenen

Fiasco. Die Gräfin fand diese Aufmerksamkeit übel, und ließ es sich merken.

Es scheint — sagte sie — daß Sie Ihre Güte verschwenden, wenn Sie sie auf Kreaturen, wie diese, verbreiten, die sie nicht verdienen. Der König fühlte sich beleidigt, und antwortete mit Bitterkeit: Es ist wahr, man kann mir seit einiger Zeit den Vorwurf machen, daß ich meine Güte an Leute verschwende, die sie mißbrauchen: aber ich hoffe, die Dirarc soll mehr an sich halten!

Die Gräfin fühlte sich gestochen, und ward böse. — Sogleich stand der König auf, und ging in die Loge der Königin, in welcher der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth, ihr Bruder, sich befand — um des Hof nicht zum Zeugen ihrer Zänkereien zu machen.

Die Gräfin konnte ihren Zorn nicht niederdrücken. Sie befand sich auf einmal übel, und ging aus der Komödie. Der König war nicht so gefällig und folgte ihr; er schickte nicht einmal zu ihr und ließ sich erkundigen, wie sie sich befände. — Sie glaubte, der Verdruß müsse ihr das Herz abstoßen.

Als der König einige Augenblicke bei der Königin gewesen war, rief er dem Herrn von Maurepas, und sagte ihm ins Ohr: daß er sein Souper in sein Haus schaffen lassen, und daß er die Dupare mit noch drei Actricen, die er ihm nannte, dazu einladen sollte.

Nach der Komödie ging er zum Kammerherrn Maurepas. Die Dupare erschien in dem Anzuge, welchen ihr der vorgebliche Graf von Torgau zum Ausgehn überschickt hatte. Der König lief ihr, so weit er sie sah, entgegen; aber sie fiel ihm zu Füssen, und dankte ihm für seine ausserordentliche Güt' und Gnade. Der König hob sie auf, umarmte sie, und sagte: er könne sie nicht zu seinen Füssen sehn; er würd' es nicht zugeben, wenn er auch nicht jene Neigung für sie fühlte, bei der kein Ansehn des Standes gilt. Auf diesen kleinen Eingang folgten hundert Ergiessungen der lebhaftesten Freude und Zärtlichkeit. Mamsell Dupare konnte ihr Erstaunen nicht bergen; sie glaubte, es sei ein Traum. Geliebte eines Königs, noch dazu eines liebenswürdigen, grosmüthigen Königs zu seyn, der ihr mit

ihrer Achtung begegnete, wie's nur eine Prinzessin verlangen konnte! Nein, es ist nur ein Traum. —

Das Souper war nicht so heiter und munter, als man erglaubt hatte. Der König und Mamsell Düparc sprachen sich ins Ohr, und verschwanden nach der Tafel in ein anstossendes Kabinet. Die übrigen Theaterdamen waren verstört und stumm. Wenn sie gleich gewohnt waren, auf dem Theater Königinnen und Prinzessinnen zu machen, wusten sie doch nicht, wie sie sich an der Tafel eines Königs benehmen sollten. Besserer Laune wurden sie, als die Düparc mit dem Könige zurükkam, und ihnen ankündigte: Se. Majestät schenkten jeder von ihnen ein neues Kleid! — Der König hatte noch hundert Pistolen auf die Prinzessinnen.

Von diesem Tage an, war Mamsell Düparc geheime Mätresse des Königs; denn die Gräfin von Lorges blieb regierende, weil es dem Könige unmöglich war, sich unter ihrem Zepter wegzustehlen. Sie bemerkte freilich, daß der König der Düparc öfters Besuche abstattete; aber

aber sie war ihr entweder nicht furchtbar, oder sie fürchtete, des Königs Herz durch ihre ausschweifende Eifersucht ganz von sich abzuwenden; genug, sie machte ihm nur ganz leichte Vorwürfe darüber.

„Sie machen sich selbst Chimären — sagte der König — um sich damit zu quälen. Worüber, um alles in der Welt, worüber haben Sie sich denn zu beklagen? Bin ich weniger aufmerksam und freigebig gegen Sie? Verschließ ich mein Herz vor Ihnen? — Woraus schliessen Sie denn, daß ich die Dispare liebe? Kann man denn keine Dame besuchen oder sprechen, ohne verliebt in sie zu seyn? Ich berg' es Ihnen nicht: Liebte ich Sie nicht mehr, als ichs sagen kann — Ihres Mißtrauens wegen bräch' ich mit Ihnen!

Die Gräfin freute sich innerlich über die angelegentliche Sorgsamkeit, womit er sich zu rechtfertigen suchte, und erwiderte lächelnd: Ich weiß wol, daß ich Ihnen mit meinen Vorwürfen lästig bin; aber ich weiß auch, daß ich auf Ihre Galanterieen nicht aufmerksam genug seyn kann, und daß Sie tausend Mittel finden,

mich zu hintergehn, mich, und dreiſſig andre eben ſo miſstrauiſche Mätreſſen dazu!

Durch dieſe kleine Vorwürfe und Rechtfertigungen, erhielt ſich ihre Liebe immer lebendig, die mit der Zeit vielleicht abgeſtorben, oder wenigſtens in Auszehrung gefallen wäre.

Um dieſe Zeit war es, als Friedrich IV. von Dännemark, von ſeiner zweiten Reiſe nach Italien zurükkam. Auf der erſten, die er in ſeiner Jugend that, hatte ihm dies Land ſo wol gefallen, daß er Arm' und Reich verließ, um das Vergnügen zu haben, es noch einmal zu ſehn. Als er nach ſeiner Reſidenz zurükging, ſtattete er dem Könige von Polen und deſſen Mutter, ſeiner Base, einen Beſuch ab. Er hielt ſich ſechs Wochen bei ihnen auf; und man weiß ſchon, wie die Prachtliebe Auguſt's bei ſolchen Gelegenheiten in Athem war. Alles was von Vergnügungen, Feſten, Luſtbarkeiten erdacht werden kann, ward dem Könige von Dännemark zu Ehren angeſtellt, und als er abreiſ'te, begleitete ihn der König von Polen nach Potsdam, wo ſie von Friedrich

drich I. mit einem Aufwand empfangen wurden, der seinem Zunamen, der Prächtige entsprach.

Am Preussischen Hofe waren damals schöne Mädchen und Weiber. Die beiden Könige, August und Friedrich, benahmen sich gleich galant gegen sie. Wenn auch der König von Dännemark nicht jene vortheilhafte Figur und Bildung hatte, wie August, so war er doch nicht weniger verliebt, und selten ohne Mätresse.

Die Preussischen Damen hatten nicht den Geist und Hang zur Galanterie, wie die Sächsischen, sie schienen die Aufmerksamkeiten und zärtlichen Aeusserungen des Königs nicht zu fühlen. Die Gräfin von Wartenberg, Gemahlin des ersten Kammerherrn und Premierministers des Königs von Preussen, hätt' es gern gesehn, wenn sich der König von Polen ihr genähert hätte; aber er fand keinen Geschmak an ihr, so nahe sie's ihm auch legte, denn sie war, nahe bei, keine grosse Schönheit, und ihr Geist und Verstand hatten noch zu viel von ihrer Geburt *) an

*) Sie war die Tochter eines Schiffers aus Emmerich.

ſich behalten. Der König wußte, daß Mylord Rabbi, nachmaliger Graf von Straffort, Geſandter vom Engliſchen Hof, ihr Liebhaber war; deshalb antwortete er dem Herrn von Fizthum, als ihm dieſer alle die Schritte vorzählte, die die Gräfin Wartenberg ihm entgegen gethan hatte: Mag ſie machen, was ſie will; aber mit den Sermächten ſoll ſie mich nicht über den Fuß ſpannen,

Die Gräfin war über ſeine Kälte in Verzweiflung. Sie beſaß eine ausſchweifende Eitelkeit und Selbſtliebe, und hatte geglaubt, der König könne ihr durchaus nicht entgehn. Sie ſuchte alle Gelegenheit hervor, um mit ihm unter vier Augen zu ſprechen; aber der König wich ihr ſorgfältig aus. Endlich wollte das Glück der Gräfin wol,

Der König war in der Abſicht nach Potsdam gekommen, um durch Friedrichs I. Hülfe, ſeinen Thron wieder zu erhalten. Alle Umſtände waren günſtig dazu. Karl XII. war ſo tief in Rußland hinein verſchlagen, daß es eines Wunders bedurfte, wenn er nicht vom Czar überwunden wer-

werden ſollte; der König von Dännemark verſprach ihm, Schweden anzugreifen, und wenn ſich nun noch der König von Preuſſen für ihn erklärte, ſo konnte ihm die Wiedererlangung ſeiner Krone nicht fehl ſchlagen.

Er fand die Preuſſiſchen Miniſter wenig aufgelegt, in ſein Intereſſe zu treten. Aber er wußte, daß er alles gewönne, wenn er den Graf von Wartenberg gewinnen könnte, denn er regierte unumſchränkt über ſeinen Herrn; auch kannt' er die Schwachheit des Grafen für ſeine Gemahlin, deshalb ſucht' er leztre auf ſeine Seite zu ziehn. Dazu ward erfodert, daß er ſie beſuchte, und er that es, ſo ſchwer es ihm auch ward. Er ſchikte den Herrn von Fizthum zu ihr, und ließ ihr ſagen: er werde ſie den Nachmittag beſuchen, weil er aber höchſt wichtige Sachen mit ihr zu verhandeln hätte, ſo lieſſe er ſie bitten, allein zu ſeyn.

Die Gräfin nahm es mit beiden Händen an. Er fand ſie auf einem Ruhebettchen, in Miene und Stellung einer Kranken. Eine leichte Dämmerung goß ſich durch karmoiſintaffentne Vorhänge

Höfe in das Zimmer. Sie war in einem Anzuge von grünen Taffet und Silber, und, weil es ihr sehr heiß war, hatte sie Busen und Arm, die schönsten Stücke ihrer Person, entblößt. Sie entschuldigte sich, daß sie ihn auf dem Bette empfing, und versicherte, sie würde diesen Tag nicht aus den Federn gekommen seyn, wenn sie nicht das Vergnügen hätte haben wollen, seine Befehle zu hören. Eine wüthende Migraine peinige sie. Der König bedauerte, daß er ihr lästig fiele, versicherte, er wolle ihre Güte nicht mißbrauchen, und ihr mit wenig Worten sein Anliegen entdecken. Er sagte ihr sein Vorhaben, und bat sie, ihren Gemahl zu vermögen, daß er den König von Preussen zu seinen Absichten stimmte. Die Gräfin versprach alles, und begleitete dies Versprechen mit so viel Betheurungen ihrer Achtung und Zärtlichkeit, daß der König, so tolerant er auch bei solchen Gelegenheiten war, Anstoß daran nahm. Indessen zwang ihn seine Lage, Achtung vor ihr zu behalten. Er erwiederte ihre Aeusserungen mit seiner gewöhnlichen Feinheit, vermied aber alles, was ihn zu nähern Läuterun-

gen

gen mit ihr bringen konnte. Aber die Gräfin wollte diese günstige Gelegenheit durchaus nicht ungenutzt vorbeilassen. Sie warf sich ihm um den Hals, schloß ihn fest in die Arme, und zog ihn mit sich aufs Bette. Der König war in der äussersten Verwirrung, wie er sich mit Manier aus der Sache ziehn sollte, denn er fühlte nichts als Haß für sie. Zum Glük erschien in dem Augenblik Mylord Rabbi, und riß ihn aus der Verlegenheit. Obgleich die Gräfin ihren Leuten befohlen hatte, so lange der König bei ihr sei, niemand vor sie zu lassen: so schien ihnen doch der Lord eine viel zu wichtige Person, als daß man ihm den Eintritt versagen könnte. Sie ließen ihn ein, und sagten ihm nicht einmal, daß der König bei der Gräfin sei. Als Mylord den König in den Armen der Gräfin erblikte, wollt' er sich aus Ehrfurcht zurükziehn: aber der König rief: Nur näher, Mylord, nur näher! Sie sind hier nicht zu viel! —

Aber nie war wol jemand lästiger als er der Gräfin in diesem Augenblik. Die Verwirrung der beiden Leute war äusserst lustig, und der

König

König war auch so boßhaft, sich eine Zeitlang daran zu ergötzen! Endlich ließ er sie allein, und von der Zeit an vermied er sorgfältig alle Gelegenheiten, mit der Gräfin unter vier Augen zu seyn, die sich so darüber erbos'te, daß sie, um sich dafür zu rächen, ihren Gemahl vermochte, dem König von Preussen eine Allianz mit Friedrich August auszureden.

Die beiden Könige hielten sich achtzehn Tage in Potsdam und Berlin auf; darauf reiste der eine nach Kopenhagen, und der andre nach Dresden zurük. — August erfuhr kurz nach seiner Ankunft in diese Stadt den Verlust Karls XII. bei Pultawa. Nun hatte er niemand mehr, der ihm die Krone Polens streitig machte. Bei dieser Gelegenheit thaten ihm die Fürstin von Teschen und die Frau von Biedenfeld vortreffliche Dienste. Sie führten eine Menge vornehmer Polen auf seine Seite. Noch ehe der König nach Polen abging, hatt' er zu Leipzig eine Unterredung mit Friedrich I. und zu Marienburg mit Peter dem Großen. Als er die Huldigung der polnischen Magnaten empfangen hatte, ging er nach Dresden

zurük,

zurük, wo die Gräfin Kosel und Demoiselle Dü-
parc zurükgeblieben waren. Erstre fand er mit
allen seinen Ministern über den Fuß gespannt;
besonders mit dem Fürst von Fürstenberg und
mit dem Feldmarschall Grafen von Flemming.
Leztrer wollte, daß sich seinem Stolze alles beu-
gen sollte. Wenn er dieses auch nicht von der
Gräfin verlangte, so war er doch auch nicht
Willens, seine Kniee vor ihr zu beugen, und
doch wollte dieses herrschsüchtige Weib, daß ers
thun sollte. Der König suchte sie auszusöhnen;
er zwang sie, sich zu sehn; aber alle seine Mühe
war vergebens angewandt. Mätresse und Mini-
ster sagten sich in seiner Gegenwart die härte-
sten Bitterkeiten, und er mochte ihnen vorstellen,
was er wollte — sie schieden unter Versichrung
und Schwur eines ewigen Hasses.

Und von diesem Tage an kabalirten sie wech-
selseitig einer auf den Sturz des andern. So we-
nig Freund der Fürst von Fürstenberg sonst vom
Graf Flemming war, verband er sich doch mit
ihm, um mit ihm vereint an dem Untergange der
Gräfin zu arbeiten. Alles war dazu angelegt, als

des

der König nach Warschau abging." Die Gräfin Kosel war schwanger und blieb in Dresden, aber der Graf Flemming begleitete den König. Ein Capitalfehler von der Gräfin, daß sie Leztres nicht zu verhindern suchte! Sobald der Graf nach Warschau kam, berathschlagte er sich mit der Frau von Brebentau, seiner Kousine, wie sie den König seine Mätresse vergessen machen wollten. Sie kamen dahin überein, daß man eine andre für ihn suchen müßte. Ihre Wahl fiel auf die Gräfin Denhoff, Tochter des Groß-Marschalls Bielinsky. „Um zu gefallen — sagte die Frau von Brebentau — hat sie Reize, aber um zu herrschen, hat sie nicht Muth und Geist genug!" — Es kam nun blos darauf an, den König verliebt zu machen, und die Bedenklichkeiten der Dame zu zerstreuen. Doch das lezte Hinderniß schien ihnen nicht von Belang. Frau von Brebentau nahm es auf sich, die Gräfin zu überreden. „Wenn sie hartnäckig ist — sagte sie — so will ich sie schon geschmeidig machen. Die Großmarschallin, ihre Mutter, ist meine vertraute Freundin, und sieht ein, in was

für

für traurige Umſtände ihre Familie einmal gerathen kann, wenn der Marſchall die Augen ſchlieſſt. Ich hoffe, ſie ſoll dieſe Gelegenheit, ihr Haus in beſſre Umſtände zu bringen, mit beiden Händen ergreifen!“

Das ſchwerſte ſchien ihnen, den König in Flamme zu ſezen. Wenn er gleich von Natur verliebt und unbeſtändig war, behagten ihm doch nicht alle Frauenzimmer. Feuer und Geiſt liebt' er, und dies fehlte der Gräfin Denhoff. Sie hatte von Natur das ſchmachtende ehrbare Air einer ſchuß- und bombenfeſten Jungfrau — Dinge, die dem König unausſtehlich waren. Flemming und Frau von Brehentau ſahen wol, daß ſie nicht nach dem Geſchmak des Königs ſeyn würde; aber am ganzen Hofe war keine zu finden, die ſich für ihre Abſichten beſſer ſchikte, und ſie hofften noch immer, den König in ihr Nez zu ziehn, wenn ſie nur den Herrn von Fizthum für ſich in Thätigkeit ſezen könnten. Dieſen hatte der König zum Reichsgraf erhoben. — Sie ſprachen mit ihm davon. Aber er erwiederte: daß er ſich bei der ganzen Sache leidend

halten würde. Er wollte dem Könige weder die alte Mätreſſe nehmen, noch die neue geben. Er wollte ſeinem bisherigen Benehmen gleich bleiben, und jeder Dame, an die der König ſein Herz verſchenkt, mit Achtung begegnen.

Aber dieſe Antwort ſchrekte die Großſchatzmeiſterin nicht ab. Sie rühmte dem Könige die Gräfin Denhoff als das reizendſte Weib in Polen. Er wünſchte, ſie zu ſehn. Sogleich ward ein Kourier abgeſandt, um ſie von ihren Gütern, wo ſie ſich mit ihrem Gemahl befand, nach Warſchau zu holen. In wenig Tagen war ſie da. Die Großmarſchallin und Frau von Brebentau entdekten ihr, worauf es angeſehn ſei, und wie ſie ſich zu benehmen habe. Sie bildeten und bereiteten ſie mit möglichſter Sorgfalt vor, und nun gab die Großſchatzmeiſterin dem Könige ein Souper. Die Gräfin erſchien mit der Großmarſchallin und mit ihrer Schweſter der Staroſtin Cherineka. Frau von Brebentau ſtellte ſie dem Könige vor, und er unterhielt ſie lange mit der ihm eignen Feinheit, die ihm alle Herzen Augenbliks eroberte; aber eine ausgezeichnete Empfindung hatte ſein

Herz nicht dabei. Nach dem Souper war Ball. Der König tanzte mit der Gräfin, fand aber, daß sie schlecht tanzte, so wie sie ihm überhaupt der Schilderung nicht zu entsprechen schien, die ihm die Frau von Brevenau von ihr gemacht hatte.

„Man will mich verliebt machen — sagt' er zu Fizthum unter vier Augen — aber so lange man mir nichts Bessers geben kann, als die Denhoff, glaub' ich schwerlich, daß ich der Rosel untreu werde!"

Auf's Vergessen der Gräfin ists wol nicht kalkulirt — erwiederte Fizthum — Ew. Majestät könnten die Gräfin Rosel in Dresden, und die Denhoff in Warschau lieben. Und wenn ichs wagen dürfte, Ihnen einen Rath zu geben, so wär' es grade dieser. Ew. Majestät haben zwei Höfe. Einen in Sachsen, den andern in Polen — recht und billig wär' es also, daß Sie an jedem derselben eine Mätresse hätten! Es ist um der Vollständigkeit wegen! Und beide Nazionen könnten Ew. Majestät damit zufrieden stellen. Jezt sind die Polen mißmütig, daß Sie eine Sächsische Mätresse haben; wenn Sie mit ihr

Mühen, um sich eine Polnische zuzulegen, so würden die Sachsen wieder schreien. Wenn Sie aber sechs Monat in Polen und sechs Monat in Sachsen liebten, so wären beide Nazionen befriedigt.

„Sie können wol scherzen, Fizthum — Ihre Interesse drükt Sie nicht. Wenn Sie aber mit jeder Post einen Brief bekämen, wie ich, wo man Ihnen Unbeständigkeit und Untreue auf den Kopf zusagte, und wenn man Sie auf der andern Seite zermarterte, um Sie untreu zu machen, Sie würden Ihrer Verlegenheit auch kein Ende finden!“

Ich fänd' es, Ew. Majestät — sagte Fizthum — ich fänd' es. Ich würde meinem Hange folgen, und schreien lassen, wer Lust hätte!

Indessen wünschte die Großschatzmeisterinn nichts eifriger, als daß sich der König in ihre Tochter verlieben möchte. Sie lud ihn zu einem Souper. Die Gesellschaft war ausgesuchter und nicht so zahlreich, als bei der Großschatzmeisterin. Die Starostin Cherinska, und die Gräfin Denhoff liessen sich mit Gesang hören. Es war ein zärtli-

ches Duett, zwiſchen Liebhaber und Liebhaberin. Die Gräfin Denhoff ſang die Geliebte, und richtete alle zärtlichen Stellen der Arie an den König. Sie ſah ihn beſtändig an, zärtlich und verſchmachtend! Und nicht vergebens war ihr Bemühen! Der König ward bewegt, und fing an, ihr tauſend Artigkeiten zu ſagen. Sie redete nur mit Blicken und Seufzern zu ihm, ihre Mutter und Schweſter mit Worten, und man kann ſagen, daß der König bei dieſer Gelegenheit dreien Damen zugleich und auf einmal Liebeserklärung that. — Er fand Unterhaltung im Hauſe der Großmarſchallin, und kam darum oft wieder! Kommt es da wol anders ſeyn, als daß er ſich endlich verlieben mußte! Er ſah die Gräfin ſo oft, und ſie kam ihm ſo weit entgegen!

Während dieſe neue Liebſchaft in Schwung gerieth, kam die Gräfin Koſel in Dresden mit einem Sohn nieder. Kaum erfuhr ſie, was für ein Unglük ihr drohete, ſo faßte ſie den Entſchluß, nach Warſchau zu reiſen, und des Königs Herz, entweder mit Thränen oder mit gewaffneter Hand, wieder zu erobern. Aber der Fürſt von Fürſten-

berg bekam Nachricht von ihrer Abreise, und sandte auf der Stelle einen Expressen nach Warschau, um es dem Graf von Flemming kund zu thun, und ihn zu warnen, daß er nicht in seine eigene Grube fiele. Diese Nachricht sezte die Anhänger der Gräfin Denhoff in die gröste Bestürzung. Sie versammleten sich in Korpore bei der Großschazmeisterin, die beständig kränkelte, und selten aus dem Bette kam. Nie war ein Reichstag ruhiger und einmüthiger. Alle Glieder dieser glänzenden Versammlung stimmten dahin überein, daß man die Gräfin Kosel nicht nach Warschau lassen, und daß die Gräfin Denhoff den König zu dem Befehl vermögen müsse, sie nach Sachsen zurükzuschicken. Die Gefahr war dringend, deshalb mußte die Gräfin diesen Abend noch zur Unternehmung Anstalt machen. Um die Zeit, wo der König sie gewöhnlich zu besuchen pflegte, legte sie sich aufs Bette; die eine Hand wider den Kopf gestüzt, und in der andern ein Schnupftuch. Ihr Blik war vor sich hin auf den Boden geheftet, um die Unglükliche deren Herz voll trauriger Ahndungen, Besorg-

nisse

niſſe und Entwürfe iſt, deſto natürlicher zu ſpielen. In dieſer Stellung fand ſie der König. Er erkundigte ſich angelegentlich nach dem Grund ihrer Betrübniß. Sogleich nahm ſie das Tuch vor die Augen, und that, als wenn ſie vor herzabſtoſſendem Schluchſen nicht reden könnte. Der König erariff gerührt ihre Hand, küßte ſie, und beſchwor ſie, ihm die Urſach ihrer Thränen zu entdecken.

„Ach, ſagte ſie, ich bin in Gefahr mein Leben zu verlieren! Ich würd' es nicht achten, wenn ich noch im Tode den ſüſſen Troſt hätte, daß Ihre Zärtlichkeit mir folgte, aber ach! Ihr Herz samt dem Leben will man mir rauben! Die Gräfin Mosti iſt auf dem Wege; vielleicht iſt ſie in dieſem Augenblik ſchon in Warſchau; vielleicht haben Sie ihr ſchon geſchworen, daß Sie mit mir brechen wollen, und kommen izt, um mir anzukündigen daß ich meiner glüklichen Nebenbuhlerin [illegible] muß" —

„Ich, Gräfin, ich ſollte Ihnen dies ankündigen? — erwiederte der König erſtaunt — Glauben Sie, daß ich fähig dazu wäre? Glauben Sie, daß ich mit Ihnen brechen könnte? —

Nein, Gräfin, nein. Ich bin mit unauflöslichen Banden an Sie geknüpft. Ihr sanfter Karakter, der sich immer so gleich bleibt, Ihre zuvorkommende Güte und harmlose Zutraulichkeit, die ich nirgend, nirgend, als bei Ihnen wiederfinde, sollten Ihnen bürgen, daß die Gräfin Rosel Ihnen nicht schaden kann!"

Bester, bester König — rief die Gräfin — o, wenn Sie so dächten, wie Sie mir schmeicheln! Wenn Sie mich so einzig, so feurig lieben könnten, wie ich Sie! — Ich versichre Sie feierlich, daß es mir leicht seyn würde, zu sterben; aber die mächtige Verbindung, die mich an Sie fesselt, zu zerreissen, ist unmöglich! Eher mein Leben verlieren, als den süssen Hoffnungen entsagen, womit Sie mir schmeicheln! Lieben Sie mich! Wenn Sie aufhören sollten, mich zu lieben — o dann sterb' ich willig! — Hab' ich Ihr Herz verloren, so ist in diesem Leben für mich keine Freude mehr.

„Wie ungerecht, Gräfin, wie undankbar, wenn ich nach dieser Versichrung, die mir Ihr schöner Mund giebt, eine andre lieben könnte!"

Wie

Wie schmeichelhaft ist die Hoffnung, die Sie von neuem in mir lebendig machen! Aber, bester König, dies beruhigt mich noch nicht! Meine Nebenbuhlerin ist vor der Thür; Sie werden Ihr die Herrschaft von neuem bewilligen, die sie so lange über Ihr Herz geübt hat —"

„Gute Gräfin, wie ungerecht Sie sind! Und wie sinnreich, um sich zu martern! Sagen Sie mir, ich bitt' und beschwöre Sie, was soll ich thun, um Sie zu beruhigen. Lassen Sie die Gräfin doch kommen — um Ihren Sieg und Ihren Triumph zu sehn" —

Nein, nein (ängstlich) wenn sie kömmt — so muß ich Warschau verlassen. Ich fürchte ihre Hize. —

Bei diesen Worten trat die Großmarschallin ins Zimmer, und stellte sich, als wenn sie nicht wüßte, daß der König bei ihrer Tochter sei.

Kommen Sie, rief ihr der König entgegen, und helfen Sie mir Ihrer reizenden Tochter einen Verdacht nehmen, der mich beleidigt —

„Und wovon ist die Rede, Ew. Majestät?" — erwiederte sie — Wenn meine Tochter Verdacht

bacht äuſſert, ſo müſſen Sie's ihrer unbegrenzten Zärtlichkeit zuſchreiben.“

Nun entdekte ihr der König ihrer Tochter Beſorgniß.

„Ich kann meiner Tochter unmöglich Vorwürfe darüber machen — nahm die Großmarſchallin das Wort darauf — Ew. Majeſtät ſelbſt müſſen die Gräfin fürchten. Sie hat Ihnen ja ſelbſt ſo hizig drohen können“ —

Seyn Sie ruhig! — erwiederte der König — Sie und Ihre Tochter ſollen befriedigt werden. Ich will Ordre geben, daß die Gräfin nach Dresden zurükgeht.

O Tochter — rief die Marſchallin — wie glüklich biſt Du, daß Du die Neigung ſolch eines liebenswürdigen, großmüthigen Königs beſizeſt. Aber (fuhr ſie zum König fort) weil Ew. Majeſtät die Ruhe meiner Tochter befördern wollen — darf ichs wagen, Sie zu bitten: daß ein vertrauter Mann der Gräfin entgegen geſchikt wird? Denn ſie wird auf alle Fälle zu gehorchen ſich weigern; ihre heftige Gemüthsart läßt es nicht anders vermuthen.

Der

Der König stellte es in ihren Willen, wen sie der Gräfin entgegen schicken wollte. Sie dankte für diese Gnade, und schlug einen gewissen Montargon vor, einen Franzosen, der mit dem Abbe', nachmaligem Cardinal Polignac nach Polen gekommen, sich an das Bielinsky'sche Haus gehalten hatte, und durch dessen Vorschub Kammerherr geworden war. Er ward herzugeholt und empfing des Königs Ordre. Aber, Sire, sagt' er treuherzig, wenn nun die Gräfin nicht gehorchen will, was mach' ich dann? Der König dachte einige Augenblicke nach, und darauf sagt' er ihm: er wollte ihm den Obrist la Haye von der Garde, samt sechs Mann mitgeben, die sollten der Gräfin wol den Dienst aufs Auge halten. Die Großmarschallin und ihre Töchter waren ausser sich vor Freude. Sie überhäuften den König mit Dank und Lob. Liebhaber und Liebhaberin sagten sich tausend zärtliche Dinge, und schwuren sich ewige Liebe. Der König ließ nun auch den Obrist la Haye kommen, stellte ihm die nemliche Ordre, wie Montargon, und empfahl ihnen Sorgfalt und Muth.

Die beiden Gesandten brachten in voller Hast ihr Gefolge zusammen, und gingen mit Post ab. Sie trafen die Gräfin Kosel in Widawa, einem kleinen Polnischen Städtchen an der Schlesischen Grenze. Anfangs thaten sie, als wenn sie sich ganz von ungefähr zu ihr fänden, und verlangten, der Gräfin ihre Aufwartung zu machen. Sie erhielten Erlaubniß; wurden von ihr aufs artigste empfangen, und blieben bei ihr zu Tische. Zu Ende der Tafel fing Montargon, das Haupt der Gesandtschaft an, zu präludiren. Anfangs redete er nur nach seiner unmaßgeblichen Meinung, und meinte: Dies wäre wol besser, das wäre wol besser! Aber die Gräfin war nicht in der Laune, seinen Rath zu hören. Sie behandelte ihn äußerst stolz, und drohete, daß ihn seine Vermeßenheit gereuen solle. Nun redete er im Namen des Königs; aber sie sagte ihm ins Gesicht: Sie wolle nicht gehorchen! Ihre Feinde hätten den König überrumpelt — genug, er würde nicht böse seyn, wenn sie diesmal nicht gehorchte. Montargon war von Natur sehr sanftmüthig. Er erwiederte nichts als ein unmerklich

ver-

verächtliches Lächeln, und beſchwor ſie, ihn nicht zu Gewalt zu zwingen. „Was, ſchrie die Gräfin, was? Sie unterſtehn ſich von Gewalt zu reden?“ — Er ſchützte genauen Befehl des Königs vor, ſie nach Dresden zurükzuſenden, und wandte uneingeſchränkten Gehorſam vor, den er ihm ſchuldig ſei. Die Gräfin gerieth mit jedem Worte in heftiges Feuer, behandelte ihn wie ein Notarſchreiberchen *), ergrif ein Piſtol, und drohte, ihm daſſelbe vors Gehirn zu ſchieſſen. Montargon kannte in ihr das Weib, das ſchwerlich in ſeiner Perſon das Völkerrecht ſchonen würde, und zog ſich zurük. La Haye, ſein Gefährte, rükte vor. Er ſprach im Namen des Königs, fand Gehör, wand ſich ſanft und loſe in das Vertrauen der Gräfin hinein, durch Bedauren und Troſt, und überredete ſie, daß es bei der jetzigen Lage der Sachen, der gradeſte Weg ſei, nach Dresden zurükzugehn. Der König würde bald nachkommen, und es ſei höchſt unwahrſcheinlich, daß ihn die Gräfin Denhoff dahin begleiten würde.

Dann

*) Er war der Sohn eines Notars aus dem Dorfe Chelles nicht weit von Paris.

Dann könnte sie den König zu sich zurükführen, und so desto leichter über ihre Neider triumphiren! Die Gräfin faßte endlich den Entschluß, umzukehren, weil sie mußte. Montaigen fertigte zur Stunde einen Kourier ab, um diese grosse Neuigkeit der Marschallin zu melden; und darauf begleiteten sie die Gräfin, so, daß sie dieselbe immer ein Nachtlager voraus liessen. Sie reis'ten mit ihr bis eine Meile hinter Breslau, und gingen darauf nach Warschau zurük, um den Dank der regierenden Mätresse einzuärndten.

Aber der Gräfin Denhoff stand immer noch ein Hinderniß im Wege — ihr Mann. — Der Ruf von ihrer Aufführung war bis auf seine Güter erschollen, und nun schrieb er Briefe über Briefe, sie sollte zurükkommen. Aber des Willens war weder seine Gemahlin noch ihre Mutter, die Großmarschallin; sie liessen den armen Graf lange schmachten, und endlich, als sie seine Vorwürfe satt hatten, nahm's die Großmarschallin auf sich, ihm den Kopf grade zu sezen. Sie reis'te zu ihm, und entdekte ihm unverholen die Gründe, die seine Gemahlin in Warschau zurükhielten.

bieten. „Ueberlegen Sie — ſagte die Marſchallin — ob Ihre Gemahlin Mätreſſe des Königs ſeyn kann — wo nicht — Scheidung! Der Nuntius Grimani iſt ſo ſehr mein Freund, daß ich hoffen darf, durch ihn die Vernichtung des heil. Bandes ohne Aufſehen zu erhalten!“ —

Der Graf nahm ohne Bedenken dieß Anerbieten an. Die Marſchallin ging nach Warſchau zurück; ſprach mit dem Nuntius; er trug in Rom auf die Scheidung an, und Clemens XI. hatte nichts dawider.

Gleich beim Anfang ihrer Erhebung verlor die Gräfin ihren Vater, einen würdigen Mann, der Pracht und Aufwand ſcheute, und darum ſein Haus in dreifältigen Umſtänden hinterließ. Aber die Gräfin half ihm bald wieder auf. Die Wohlthaten des Königs ergoſſen ſich über Mutter, Schweſter und Bruder — es war ein dichter, fruchtbarer Goldregen, der dieſe Familie wohlhabender machte, als ſie je geweſen war. — Ueberhaupt liebte der König keine ſeiner Mätreſſe ſo wenig, aber keine koſtete ihm ſo viel, und keine war ſo reich, als er mit ihr brach. Es iſt wahr,

daß

daß sie das alles der Sorgfalt ihrer Mutter zu danken hatte. Diese kluge Dame wußte mehr als zu gut, daß Schwüre in der Liebe nicht sehr gewissenhaft gehalten werden, darum trug sie für die Zukunft sorgsam ein. Sie hörte nicht auf zu fodern, aber sie wußt' es mit so guter Art zu thun, daß man's ihr nie abschlagen, und dennoch nicht über Lästigkeit klagen konnte.

Die Trauer des Bielinsky'schen Hauses heiterte sich bald wieder auf. Kaum war der Großmarschall begraben, so erschienen Gemahlin, Tochter und Sohn auf allen Bällen, Schauspielen und Lustrennen, die der König der Tochter gab, um sie zu trösten. Aber alle diese Feten schienen dem König in seinem ersten Anfall von Liebe, viel zu unbedeutend. Er lud die Gräfin ein, ihn nach Dresden zu begleiten, wo alle Gelegenheit war, größere und prächtigere zu veranstalten. Sie war von dieser Reise nicht ganz abgeneigt; nur fürchtete sie die Gräfin Rosel. Sie entdekte dem König ihre Besorgnisse, und verlangte, daß ihre Nebenbuhlerin nun auch aus Dresden entfernt würde. Der König stellte seine Ordres darüber

an

an den Fürſt von Fürſtenberg; über die Gräfin gebrochte nicht, und ſagte: wenn der König ſie für ſtrafbar hielte, ſo ſollt' er ihr Richter anſetzen, und ihr den Prozeß machen laſſen: da ſie ſich aber nichts vorzuwerfen hätte, als zu groſſe Zärtlichkeit für den König, ſo ſollt' er ihr die einzige Gnade gewähren, daß ſie ruhig in ihrem Hauſe fortwohnen dürfte.

Der Fürſt von Fürſtenberg hatte an dieſer Demüthigung genug. Er wollte ſie bei ihrem Sturz nicht mißhandeln, und ließ ſie in ihrem Hauſe. Aber der König, dem ſeine Mätreſſe zur ihre gänzliche Entfernung aus Dresden immer noch zu lang, ſchikte ſeinen Adjutanten von Tienen zur Gräfin, und ließ ihr ausdrüklich befehlen, Dresden zu verlaſſen. Sie weinte, war in Verzweiflung, und redete ſo herzrührend, ſanft und lieb zum Herrn von Tienen, daß auch er es nicht über ſein durchdrungenes Herz bringen konnte, Gewalt zu brauchen. Zur Erkenntlichkeit dafür, gab ſie ihm einen Diamantring, vier tauſend Thaler an Werth, und ſchikte ihn mit einem ſehr demüthigen Brief zurük, worinn ſie den König bat,

daß sie in ihrem Hause bleiben dürfte. Herr von Tiennen traf ihn eine kleine Tagereise von Dresden. Der Monarch war sehr erzürnt auf ihn, und sandte ihn auf der Stelle zu dem Fürsten von Fürstenberg und zum Großmarschall Lowendhal zurück, mit dem Befehl, die Gräfin Kosel mit Güte oder Gewalt aus Dresden zu schaffen. Der Großmarschall entledigte sich dieses Kompliments von Seiten des Königs, und nun entschloß sie sich zur Abreise. Den Abend vorher, ehe der König ankam, ging sie nach Pilnitz ab.

Ein Kourier brachte der Gräfin Denhoff von diesem Zurückzug Nachricht. Sie folgte dem König in kleinen Tagereisen, in Gesellschaft ihrer Mutter, der Großmarschallin, der Comtesse Charlotte ihrer Schwester, der Großschatzmeisterin und einiger andern Damen, die sie der König hatte wählen lassen. Triumphirend zog sie in Dresden ein, von dem Obristlieutenant Chatire und sechs reitenden Trabanten begleitet. Sie schlug ihre Residenz bei dem Fürsten von Fürstenberg auf, und ward, so lange sie in Sachsen war,

war, von Offiziers bedient. Der Obriſtlieutenant Chatirs war ihr Haushofmeiſter, und hatte vom Könige den Auftrag, über ihre Sicherheit zu wachen, weil ſie immer noch Gewaltthätigkeiten von der Gräfin Roſel zu fürchten ſchien. Der Graf von Flemming ſorgte dafür, daß dieſe Furcht unterhalten ward. Seine Rache war durch den Sturz der Gräfin noch nicht befriedigt. „Pillnitz iſt nur anderthalb Meilen von hier — pflegt' er zur Gräfin Denhoff zu ſagen — Ihre Nebenbuhlerin kann in ein paar Stunden hier ſeyn; der König könnte ſie wieder ſehn, und zu ihr zurüktreten. Ich rathe Ihnen, daß Sie ſich bewachen laſſen, und ſich dadurch vor allen möglichen Zufällen in Sicherheit ſetzen!" Die Gräfin Denhoff war großmüthiger als der unverſöhnliche Flemming, und ſagte: ſie könn' es nicht übers Herz bringen, eine Frau von Stande, die ſie niemals beleidigt, ſo ſehr zu mißhandeln.

Aber der Graf war nun einmal zu weit vorgerükt, um ſtehn zu bleiben. Er wekte den gänzlichen Sturz der Gräfin, und bewog den König, das ſchriftliche Heurathsverſprechen, welches er

ihr ehedem gegeben, zurük zu verlangen. Er sah voraus, daß sie bei ihrer jetzigen Laune sich weigern würde, es auszuliefern, und dann, hofft er gewiß, daß sie der König würde festnehmen lassen. Der Ausgang zeigte, daß er nicht übel kalkulirt hatte. Die Gräfin wollte das Billet wirklich nicht aus den Händen geben, und weil sie befürchtete, diese Verweigerung möchte ihren Feinden zum Vorwand dienen, sie in Verhaft zu nehmen, so ging sie heimlich von Pilnitz ab nach Berlin. Sie fand hier aber nicht den gehofften Schuz. Der König von Preussen ließ ihr merken, daß sie in Berlin nicht gern gesehn sei, und sie ging nach Halle. Aber auch hier konnten sie ihre Feinde nicht dulden. Es galt ihrer Freiheit, und vielleicht auch ihrem ansehnlichen Vermögen. Sie beschuldigten sie: daß sie von dem König August übel gesprochen, und eine Verschwörung wider ihn anzuregen suche. Friedrich August, der immer erzürnter auf sie ward, schrieb an den König von Preussen, und verlangte, daß ihm die Gräfin ausgeliefert würde. Sogleich lief Ordre von Berlin an Dücharmoi, Lieutenant vom Regiment

ment Anhalt-Dessau, sich ihrer zu versichern, sie mit einem Detaschement auf die Grenze zu bringen, und einem Offizier auszuliefern, der sich von Seiten des Königs von Polen daselbst einfinden würde.

Wie ungerecht! Wie barbarisch! rief die Gräfin, als man ihr ankündigte, sie sei Gefangne) Darauf verlor sie sich in ein tiefes melankolisches Nachdenken, und sagte kein Wort mehr. Als sie das Sächsische Detaschement sahe, welches sie in Empfang nehmen sollte, bat sie den Lieutenant Düchsermei, eine Tabatiere und eine prächtige goldne Uhr anzunehmen, und als er sich weigerte, sagte sie: O, nehmen Sie, nehmen Sie! Ich sehe es lieber, wenn Sie diese Kleinigkeiten für sich nehmen wollten, als jene elende Sachsen, deren Sklavin ich werden soll. — Sie gab den Preussischen Soldaten, die sie transportirt hatten, Geld; aber den Sachsen sagte und gab sie nichts.

Sie ward nach Leipzig gebracht; von da nach Pilnitz, und endlich nach *, einem Landgute des Grafen von Friese, wo sie noch lange Zeit zwar frei, aber in äusserster Zurükgezogenheit

Liebe. Als ihre Feinde keinen gegründeten Vorwand finden konnten, um sie zu verleumden, so streueten sie aus, sie habe wollen nach Holland gehn und Jüdin werden. Diese Erdichtung war ein wenig derb, fand aber doch beim größten Theil des Publikums, das nirgend aber, und leichtgläubiger gefunden werden kann, als in Sachsen, Eingang, und man pries und erhob die ehrenwerthen Leute, die diesen Schandfleck von der heiligen christlichen Religion abgewandt hatten. — Indessen sahe die Gräfin doch ihre Verfolger einen nach dem andern hinsterben, und überlebte auch die Regierung ihrer Nebenbuhlerin.

Alle Lustbarkeiten zu beschreiben, die der Kö, nig der Gräfin Denhoff und den Damen ihres Gefolges gab, erfinderte ein eigenes Buch. Er überstieg sich an Pracht, Eigenheit und Feinheit seiner Erfindungen. Indessen war die Gräfin bei allen diesen Feten immer nur inkognito; und gewöhnlich als Fledermaus maskirt. Sie demaskirte sich nie, wenn die Königin gegenwärtig war; und sah nur immer kleine ausgesuchte Gesellschaft, so daß es eines Billets bedurfte, wenn man zugelassen

werden

werden ſollte. Dieſes ſonderliche Benehmen zog ihr den ganzen Haß des Publikums zu, um ſo mehr, da ſie auch den König vermochte, ſich zu ihr einzuſchlieſſen. Er war faſt gar nicht mehr ſichtbar, und dies gab dem bekannten Kiau zu dem Bon-mot Anlaß: Man ſollte Gott in allen Kirchen bitten, daß er den König aus der Gefangenſchaft der Polniſchen Damen gnädiglich erretten wolle!

Indeſſen ward der König dieſes Lebens bald ſatt und überdrüſſig. Und wirklich wunderte ſich jedermann, wie er es noch ſo lange hatte aushalten können. — Um ſich der Sklaverei ein wenig zu entſchlagen, ging er auf die Leipziger Meſſe. Hier feſſelte ſeine Blicke das Fräulein von Dieskau, eine junge aufblühende Schönheit, die, Geiſt und Verſtand bei Seite, das Vollkommenſte war, was je aus der Zauberhand der Natur hervorgeſprungen. Gang und Wuchs einer Königin! Alle Züge von erſter Regelmäſſigkeit! Nichts kam der Feinheit, dem Leben und der Blüthe ihres Teints gleich! Groſſe, blaue Augen,

zärtlich und schmachtend von Natur, denn es ist ausgemacht, daß sie nicht Meisterin über sie war. Ihr blondes Haar, unbeschreiblich schön und fein! Hals und Busen von blendender Weisse! und Hände und Arme, die sie vollkommner bewundert worden! Aber bei allen diesen ausgezeichneten Reizen war das Fräulein nichts als eine leblose Masse von Schnee, die nichts zu sagen wußte, als Ja und Nein. Der König ließ sich von ihrer Figur überraschen. Er sprach sie auf der Redoute, und war in Verzweiflung, so wenig Geist bei ihr zu finden.

„Wenn das Fräulein Dieskau — sagt' er zum Herrn von Fizthum — mit ihrer Schönheit Geist verbände, so könnte sie mich, ich fühl' es, auf Zeitlebens fixiren!“

„Um Himmelswillen — rief Fizthum — das mache Gott nicht wahr.' Dann wären wir in Gefahr, unsern König bald zu verlieren!

„Ihr gewöhnlicher Scherz, Fizthum. Wenn Sie sich doch erinnern wollten, daß Sie eben so flatterhaft sind, als ich!“

Wenn's erlaubt wäre, wider die Sentenz Ew. Majeſtät zu appelliren, ſo ſollte mir's leicht ſeyn, zu beweiſen, daß Ew. Majeſtät zehn Mätreſſen gehabt haben, während ich mich mit ſechſen begnügte. Und ſo iſt's auch nach allen Regeln und Statuten recht und billig. In allen Romanen fehlt der Ritter immer mehr als ſein Waffenträger. — Damit ich mich aber meiner Pflicht, wie ſich's gebührt, nach allen Kräften entledige, ſo werd' ich verbunden ſeyn, den Verſtand des Fräuleins von Dieskau auszubilden, damit ſie der Gnade Ew. Majeſtät würdiger wird, und —

„Nein, Fitzthum, nein, dieſer Mühe will ich Sie überheben. Sie könnten ſich in ſie verlieben, und die Gräfin Löwenwahl, die ich ſchätze, würde mir ſchlechten Dank wiſſen, daß ich dazu beigetragen, ſie Ihres Herzens verluſtig zu machen!“

Indeſſen redete der König mit dem Fräulein vom Herzen weg. Seine Stunde war noch nicht da. Aber ihr Bild grub ſich nach und nach tief in ſein Herz, und verdrängte die Gräfin Denhoff ganz allmählig, die ſich denn doch noch eine

Stellung erhielt, mehr durch die Freiheit der Großmarschallin, ihrer Mutter, als durch ihre Reize.

Der König nahm sie mit nach Warschau zurük; aber er blieb nicht lange in Polen. Nachdem er den Reichstag, der fruchtlos ablief, gehalten hatte, ging er nach Sachsen zurük, unter dem Vorwand, daß ihn höchst wichtige Angelegenheiten dahin riefen. Sein Abschied von der Gräfin Denhoff war unbeschreiblich zärtlich. Er versprach, bald in ihre Umarmungen zurükzukehren, und ein treues Herz mitzubringen. Ich weiß nicht, ob sie's ihm glaubte, wenigstens stellte sie sich so. Sie versicherte ihn, daß ihr die Nachricht von einer begünstigten Nebenbuhlerin den Tod bringen würde, aber hätte sie nicht den Tod davon, so müßte sie ihr Leben in einer dunkeln Zelle vertrauren. Der König hatte solche zärtliche Aeusserungen zu oft gehört, um von dieser gerührt zu werden; aber darum schwur er ihr doch, daß nur der Tod das Band, womit er unauflöslich an sie gefesselt sei, zerreissen könte. Sein Abschied war zu Ende des

Sep-

Soupers angesezt, und als dies herbeikam — von neuem Thränen und Klagegeschrei! Die Gräfin sank in einen Lehnstuhl; keine Spur von Leben blühete auf ihrem Gesicht; ein langsamer Athemzug hob je zuweilen ihren gepreßten Busen; die Großmarschallin schluchzte, und die Starostin Cherinska, die von Natur eine widrige Stimme hatte, schrie dem König fast die Ohren wund; der Graf Bielinsky, der kurz vorher zum Starosten erhoben war, schien äusserst betrübt, und die übrigen Damen alle, zärtliche Freundinnen des Hauses, weinten mit wahrer, herzlicher Andacht. Nur der König, Herr von Fizthum und von Friese, blieben Männer, und suchten die Traurigen mit Trost aufzurichten. Der König stand vor seiner ohnmächtigen Geliebten, besprengte sie mit Wasser, goß ihr Elixire auf Zucker, küßte ihr die Hände, nannte sie sein Herz, seinen Engel, und beschwor sie: zu sich selber zu kommen. Endlich schlug sie die Augen auf, und heftete sie zärtlich auf ihn, mit dem Ausdruk des lebhaftesten Schmerzes, den ihr seine Abreise erwekte. Der König beschwor sie, sich zu ermannen.

Wenn

wollen Sie mich lieben — sagte er — so denken Sie auf Ihre Gesundheit. Ihr Tod ist der meinige!“ Sie ermannte sich denn, und nun von beiden Seiten ewig und unaufhörlich: Ich liebe Sie! Werde Sie ewig lieben! Sobald der König von Abreise redete, schrie die Gräfin laut auf, und versicherte: nun sei es aus mit ihrer — Genug, sie hielt den König bis tief in die Nacht auf. Endlich beruhigte er sie ein wenig, und nun sprang er in den Wagen, und empfahl sie noch der Sorgfalt ihrer Mutter und den übrigen Damen. Nun wurden die Augen getrocknet; die Vernunft ward beordert, ihre Pflicht zu thun; und darauf umschloß und dekte ein weiches Bette die herzliche Traurigkeit Aller.

Der König kam in Dresden, wohin sich der ganze Hof zusammengezogen hatte, glücklich an; machte ein paar Ruhetage, und ging dann zur Leipziger Messe ab, wo ihn die Königin erwartete. Hier sah' er auch das Fräulein von Dieskau wieder. Sie war schön, wie die Göttin der Liebe. Der König konnte sein Herz wider ihre Reize nicht schützen; goß sein Herz vor ihr aus; aber

das

das junge Ding erwiederte nichts, ward roth, und ſchlug die Augen nieder. Der König bedauert' es herzlich, daß er immer noch ſo wenig Geiſt bei ihr fand: doch tröſtet er ſich damit: Sie iſt zu jung, zu ſtreng und einſam erzogen, um bei herzt zu ſeyn; ſie wird ſchon reden; Geiſt und Wiz ſollen ſich ſchon bei ihr entwickeln — nur in die Welt mit ihr!

Es verliefen einige Tage, eh der König dem Fräulein abſehn konnte, ob ihr ſeine Aufmerkſamkeit nicht zuwider war. Seine Ungeduld lies ihn nicht länger warten. Er wandte ſich an ihre Mutter, vertraute ihr ſeine Neigung zu ihrer Tochter, und beſchwor ſie, ihm das Wort zu reden. Die Frau von Dieskau ſchäzte die Ehre ſeines Vertrauens, wie ſie ſollte, und pries ihre Tochter dreimal glüklich, daß ſie von ſolch einem großen König geliebt ward. Sie verſprach, ihre Tochter zu vermögen, daß ſie die Neigung Sr. Majeſtät erwiederte; foderte aber zu gleicher Zeit friſch und frei (um den Berg herum zu gehn war ihre Sache nicht) ein Heurathsgeſchenk für

ſie

pr. Es wird bewilligt und ausgezahlt noch vor dem Schluß der Messe.

Das Fräulein Dieskau ging aus Furcht oder Gehorsam die Verbindungen ein, welche ihre Mutter für sie geschlossen hatte. Am Tage des Festes warf man sie in ein Deshabille' von Silberbrokard, und bekränzte sie mit Blumen, wie eine Braut, die zum Altar geführt werden soll. Der König fand sie reizender als Venus; seine Blicke irrten ununterbrochen auf ihr herum, und da sie sich ihrer Neubegierde nicht widersezte, hatte der König alle Zeit, sich im Anschaun himmlischer Reize und Vollkommenheiten zu verlieren.

So lebhaft indessen seine Neigung zum Fräulein von Dieskau war, ward sie doch bald von einer andern erstikt. Es erschien damals von Zeit zu Zeit ein gewisses Fräulein von Osterhausen am Hofe — ein Mädchen, die der Dieskau an Geburt und Schönheit nicht nachstand, und sie an Feinheit und Welt zurükließ. Sie hatte keine Eltern mehr, und war Meisterin ihrer und eines ansehnlichen Vermögens. Ihr Wuchs und Anstand

ſtand war unendlich reizend, und ſie beſaß Verſtand und Wiz genug, um eine Unterhaltung lebhaft und anziehend zu machen. Hiermit verband ſie ein ſanftes zuvorkommendes Betragen, Dienſtfertigkeit, Großmuth und Gutthätigkeit. Sie liebte Pracht und Aufwand, und ſprach gewöhnlich ſo bedeutend und hinreiſſend, daß man wol ſahe, es galt Herzen, nicht vorüber rauſchende Afterliebe. Der König ſah ſie bei der Königin, und mit ihrem erſten Anblik ſchoß Liebe in ſeinem Herzen empor.

Die Gräfin von Wazdorf brachte ihr die erſte Nachricht von dem Glük, das für ſie Roſen ſchlug. Der Umſtand, daß der König in einer glänzenden Aſſemblee, ſo oft und ſo gern von den Vorzügen der Oſterhauſen ſprach; daß er ſich verlauten ließ: ein Mädchen von ihrer Schönheit und Geiſt verdiene, daß ſich etwas Hervorſtechendes für ſie fände, und er wundre ſich gar nicht, wenn alle Herzen ſeufzend nach ihr ſtrebten — Dieſe Umſtände und Aeuſſerungen hatten ihn der Gräfin verrathen.

Nie muß wol eine Nachricht mehr Freude erwekt haben! Das Fräulein Osterhausen blieb stumm und starr, als ihr die Gräfin sagte: sie habe des Königs Herz erobert. Lezztre schloß aus ihrem Stillschweigen, sie sei unempfindlich und gleichgültig.

„Fräulein — sagte sie — der König liebt Sie — und das hören Sie so gleichgültig an?“

O, erwiederte sie mit einem tiefen herzlichen Seufzer — Ich bin nicht gleichgültig. Ich fühle lebhafter, als Sie sichs einbilden können! Aber ich fürchte, Sie täuschen mich mit leerer Hoffnung; ich fürchte: es fehlt mir an Vorzügen, die mich dieses Glüks lange genieſſen lassen können!

Und nun drang sie der Gräfin alles ab, was der König von ihr gesprochen, und was sie ihrer Seits zu thun hätte, ihr aufkeimendes Glük im Schuß zu erhalten. Die Gräfin versagte ihr ihren Rath nicht, und das Fräulein folgte ihm so genau und meisterlich, daß sie sich in wenig Tagen des Königs Beſiz versicherte. Um sie deßhalb aus aller Besorgniß zu seizen, verheurathete

er

er das Fräulein Dieskau an den Hofmarschall Herrn von Loos.

Ich kann unmöglich alle die Süssigkeiten und zärtlichen Ergiessungen zum Besten geben, die der König und das Fräulein Osterhausen, als ihre Liebe im Aufblühen war, sich wechselseitig sagten. Es ist schwer, Ausdrücke zu finden, die ihr Entzücken anschaulich machen könnten. Sie waren nie vergnügter, als wenn sie sich ohne Zeugen sahen — Dann erfolgten Proben der Liebe und Zärtlichkeit Schlag auf Schlag.

Anfangs war des Königs Umgang mit der Osterhausen sehr geheim, um ihres Rufs zu schonen; aber unmöglich konnte ein Geheimniß dieser Art beim Ehrgeiz der Geliebten, und bei der feurigen Leidenschaft des Liebhabers, verborgen bleiben. Die Hofherren und Damen bemerkten es, und achteten sie als des Königs Günstling. Sie hatte auch alle Vortheile dieser Lage, aber ihre Großmuth schlug sie aus. Sie begnügte sich mit mittelmäßigen Geschenken, und war zufrieden, daß sie des Königs Liebe besaß. Nie foderte sie etwas für sich, und der König, der mit den Jah-

rin, in Absicht auf seine Mätressen, ökonomischer ward, auch ihr sehr neuis, gegen die ungeheuren Summen, die er mit ihren Vorgängerinnen verschwendete.

Grade um die Zeit, wo des Königs Liebe zur Osterhausen in hellen Flammen aufloderte, fielen die Hochzeitsfeierlichkeiten und das Beilager des einzigen Prinzen Friedrichs Augusto mit Marien Josephinen, des Kaisers Josephs Tochter, vor. Der König war um diese Zeit unaufhörlich beschäftigt, Feten, Vergnügungen und Spiele zu ersinnen, die diese Feier glänzend machen sollten. Dies zerstreute ihn. Er sah sie nicht so oft, und seine Liebe erkaltete merklich. Sie machte ihm Vorwürfe darüber; aber er entschuldigte sich damit, daß sie nur sich, nur sich selbst die geschäftige Sorgfalt für die Feierlichkeiten zuzuschreiben habe; nur für sie zerarbeite er sich, um einige Vergnügungen zu ersinnen, die ihrer würdig wären. Sie wäre Veranlassung und Hauptperson aller. Das Fräulein fand diese Gründe überzeugend. Sie glaubte, daß ihr der König, einer andern Liebschaft wegen, zwar ungetreu wer-

werden, daß er ſie aber verlaſſen könnte, um auf immer der Liebe zu entſagen, das glaubte ſie nicht.

Und doch geſchah das Letztre. Der König gewöhnte ſich allmählig, ſeine Mätreſſe nicht beſtändig um ſich zu ſehn; die Ankunft der Erzherzogin, und der Umſtand, daß er die Honneurs ſeines Hofes, der damals von hohen Fremden wimmelte, machen mußte, bewirkten dies vorzüglich. Er beſuchte das Fräulein nur noch aus Gewohnheit. Sie war troſtlos darüber; klagte, ſchrieb ihm; aber der König that nichts für ſie, als daß er ſich entſchuldigte, und ihr gewöhnlich einen Beſuch auf den folgenden Tag verſprach, um ihr die Urſachen zu entdecken, die ſeine Abweſenheit bewirkt hätten. Er ließ ihr verſichern, daß ſie ihm auf immer theuer bleiben ſollte, und beſchwor ſie, ſich über ſeine Abweſenheit zu beruhigen. Dieſes Benehmen behielt er bei, ſo lange die Feierlichkeiten dauerten, und als ſie zu Ende gingen, reiſete er plötzlich von Dresden ab, ohne von ihr Abſchied zu nehmen. Sie war eine lange Weile untröſtlich darüber; aber end-

lich brachte die Zeit, die alles heilt, auch ihre Ruhe.

Sie erschien, wie gewöhnlich, bei der Kronprinzessin, wurde aber mit einer Kälte empfangen, die ihr tödlich ans Herz griff. Aber dennoch hatte sie nicht so viel Gewalt über sich, daß sie den Hof mied. Sie glaubte vielleicht, daß der König zu ihr zurükkommen würde, wenn sie sich ihm zeigte.

Ihr erstes Bestreben ging überdies noch dahin, sich die Gunst der Kronprinzessin zu erwerben, und um ihres Zweks nicht zu verfehlen, trat sie zur Römischen Kirche über. Die Kronprinzessin wünschte ihr Glük, setzte aber hinzu: es sei nicht genug, den Namen einer Katholikin zu tragen, durch That und Werke müsse sie eine echte Verehrerin des Glaubens werden, und um sie von ihrer aufrichtigen Bekehrung zu überzeugen, müsse sie sich ein oder zwei Jahr in ein Kloster zurükziehn, um daselbst die Gebote und Pflichten der neuangenommenen Religion zu studiren und auszuüben. Das Fräulein blieb bei dieser unverhergesehenen Zumuthung der Prinzessin

stumm

ſtumm und beſtürzt, mußte aber aus der Noth eine Tugend machen, und verſichern: dies ſei auch ihr Wille geweſen. Sie bat die Prinzeſſin, ihr den Ort zu beſtimmen, wohin ſie ſich begeben ſollte. Die Prinzeſſin ſchlug ihr Prag vor, und ſie verſprach, dahin abzugehn.

Einige Tage darauf reiſ'te ſie auch wirklich ab. Sie ward mit einer Menge Empfehlungsſchreiben verſehn, beſonders an die Gräfin Collowradt, Hofdame der Kronprinzeſſin. Der ganze Prager Adel empfing ſie mit möglichſter Achtung. Man ſahe ſie als eine zweite Magdalene an. Alle Gemeinheiten kamen, um ihre Aufwartung zu machen, und ihr über ihre Bekehrung Glük zu wünſchen. Es verflogen einige Monate, eh ſie ſich entſchloß, in ein Kloſter zu gehn; endlich wählte ſie ſich eine Zelle bei den Urſelinerinnen in der Neuſtadt. Aber ſie ſchlief nur daſelbſt; den Tag über genoß ſie der Welt und ihrer Vergnügungen.

Zwei oder drei Monat ungefähr hatte ſie dies buſſertige Leben geführt, als ſich ein Polniſcher Edelmann einfand, und ſie zur Gemahlin verlangte. Er hieß Staniſlauſky, und war Kam-

niederer beim König von Polen. Fortuna hatte ihm kein grosses Vermögen angetheilt. Durch das Fabulirn von Osterhausen glaubt' er zu Glanz und Reichthum empor zu steigen. Sie ließ ihn nicht lange schmachten. Die Begierde, Dresden und den Hof wieder zu sehn, ließ ihr nicht Zeit, Stanislasky's Karakter zu studiren. Die Hochzeit ging in dem Hause der Gräfin Collowrat vor sich, und einige Tage darauf reis'ten die Neuvermählten nach Dresden. Wir lassen sie hier, und gehn zum König nach Polen.

Liebe kannte itzt das Herz dieses Monarchen nicht; Vaterzärtlichkeit hatte sie aus demselben vertrieben. Sie war auf die Tochter der Henriette gefallen, die er durch den Sohn der Fatime kennen lernte. Diesem jungen Mann, den der König zum Graf von Rutowsky gemacht hatte, ging der einsame, unbekannte Zustand dieses Mädchens zu Herzen; er nahm sie zu sich, und wartete auf Gelegenheit, sie dem Könige vorzustellen. Diese fand er bald. Als der König einmal, nachdem er seine Garde gemustert hatte, im Schloßgarten spazieren ging, und versicherte, sie wäre

gut

gut exerzirt, nahm der Graf Rutowsky das Wort, und sagte: er habe ein Mädchen bei sich, daß die soldatischen Uebungen besser machte, als der größte Exerzirmeister. Der König verlangte sie zu sehn. Sie kam als Mannsperson gekleidet in der Grenadier-Gardeuniform. Der König fühlte sich bei ihrem Anblik im Innersten bewegt. Ihre Züge sagten ihm: sie sei seine Tochter. Er schloß sie zärtlich in seine Arme, nannte sie sein Kind, und gab ihr den Titel einer Gräfin Orselska. Er sezte ihr ansehnliche Pensionen aus, und schenkte ihr ein prächtig möblirtes Palais. Hier brachte der König seine Abende mit ihr zu. Der ganze Hof fand sich daselbst ein. Sie hatte alle Achtung und Vorrechte einer rechtmäßigen Tochter. Der König nahm sie mit nach Sachsen, und ließ sie seine Pracht im höchsten Glanze bewundern.

Eine Menge Damen versuchten das Herz des Königs zu gewinnen; aber vergebens. Vaterzärtlichkeit erstikte in demselben jede fremde Neigung. Ihn beschäftigte einzig und allein die Sorgfalt für seine geliebte Tochter, die er kurz

dar-

darauf an einen Prinz von Holstein-Bek vermählte. Das Beilager ward mit wahrhaft königlicher Pracht vollzogen. Festins und Vergnügungen ketteten sich an einander; waren gleichprächtig, gleichabwechselnd, und Friedrich Augusts Hof blieb bis an dieses Monarchen Tod der glänzendste in ganz Europa.

31 AUG
21 AUG 1952